



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

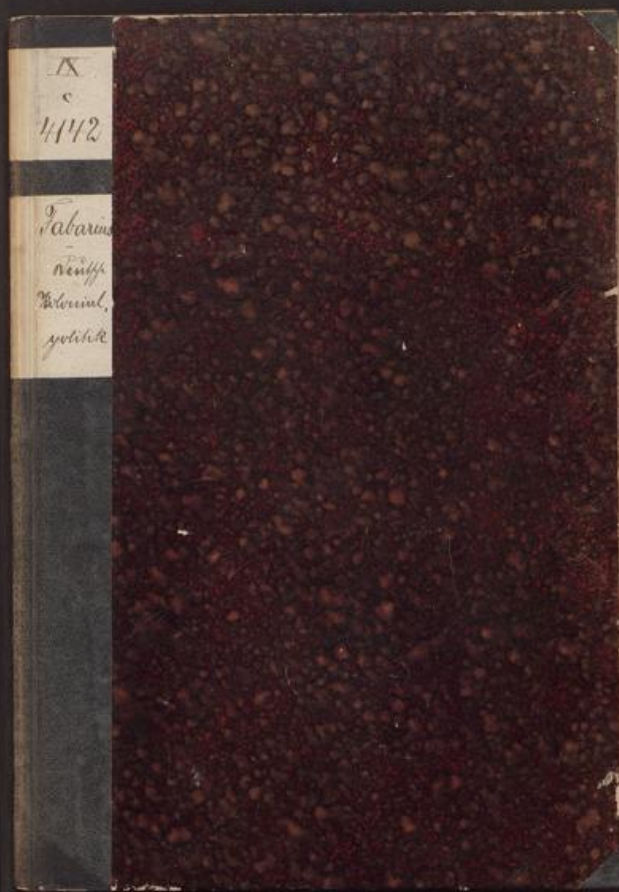
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Neue Wege der deutschen Kolonialpolitik nach dem Kriege

Fabarius, Ernst Albert

Berlin, 1916

urn:nbn:de:gbv:46:1-15132

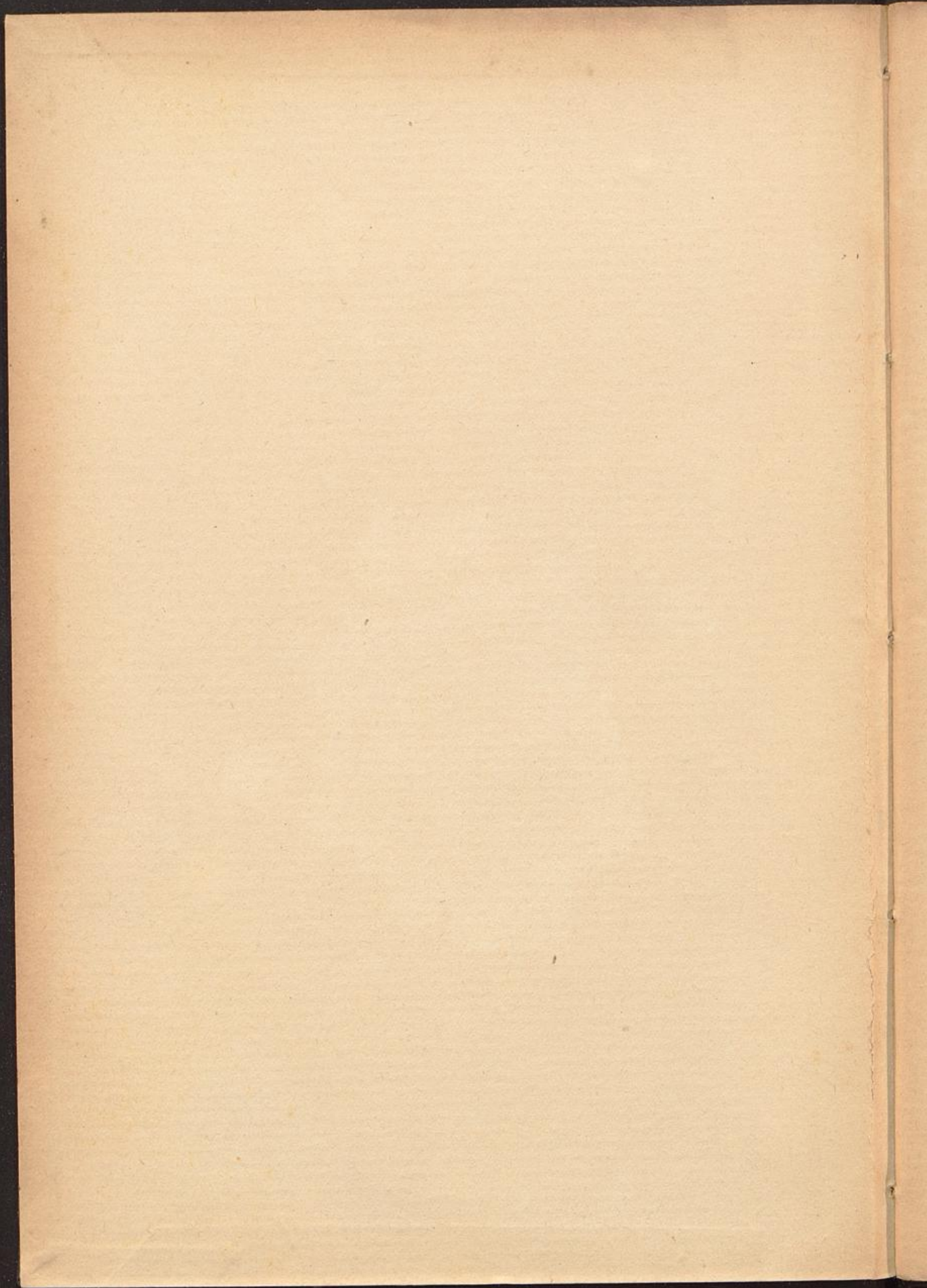


IX

c.

4442

Fabarius
-
Nentze
Historial,
politik



IX . c . 4142

1711

Neue
Wege
der deutschen
Kolonialpolitik

nach dem Kriege



von

Professor G. A. Fabarius

Direktor der Deutschen Kolonialschule in Wismar an der Merra

Berlin 1916

Verlag von Karl Curtius

Reichsverlag, Berlin W 35, Lützowstr. 89-90.

Soeben ist erschienen:

Die feindlichen Grenzgebiete in ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben

Von

Dr. Bruno Heinemann und Dr. J. Neumann-Frohnau.

Mit 9 Kartenskizzen und Schaubildern.

80 Seiten Groß-Oktav, broschiert M. 1,50 zuzüglich Porto.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine richtige Beurteilung der Kriegszielfragen ist die genaue Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in den feindlichen Grenzgebieten, die für eine Angliederung an das Deutsche Reich in dieser oder jener Form in Betracht kommen. Hierbei spielen zweifellos die wirtschaftlichen Verhältnisse eine besonders bedeutsame Rolle. Der jetzige Weltkrieg ist in viel höherem Grade als ein Krieg je zuvor gleichzeitig auch ein Wirtschaftskrieg, der mit wirtschaftlichen Mitteln und um wirtschaftliche Vorteile geführt wird.

Der Plan Englands, Deutschland auszuhungern oder durch Abschneiden der Rohstoffzufuhr widerstandsunfähig zu machen, hat uns den Beweis geliefert, wie notwendig es ist, die Grundlage der Nahrungs- und Rohstoffversorgung der deutschen Volkswirtschaft nach Möglichkeit zu erweitern. Die beiden Verfasser untersuchen von diesem obersten Gesichtspunkt aus die feindlichen Grenzgebiete, insbesondere die schon von unseren Truppen besetzten (Nord- und Nordostfrankreich, Belgien, Polen, Litauen, Kurland und Serbien), und weisen nach, welche Teile davon zur Ergänzung des deutschen Wirtschaftskörpers besonders geeignet sein würden.

Da von ihnen auch eine große Fülle von Material verarbeitet worden ist, das bisher in vielen kleinen Veröffentlichungen, darunter auch solchen vertraulicher Natur, verstreut war, so wird jeder Wirtschaftspolitiker wie überhaupt jeder Deutsche, der die Machterweiterung unseres Vaterlandes als eine Voraussetzung des Friedenschlusses betrachtet, aus dem vorliegenden Buch mancherlei Anregungen entnehmen können.

Neue
Wege
der Deutschen
Kolonialpolitik

nach dem Kriege

Don

Professor G. A. Fabarius

Direktor der Deutschen Kolonialschule in Wüstenhausen an der Werra

Berlin 1916

Verlag von Karl Curtius



IX.C. 4142

Vorwort.

In dem großen Weltkriege, den das deutsche Volk mit einer bisher nie dagewesenen Einmütigkeit und Opferfreudigkeit führt, hat sich immer mehr das Bedürfnis weiter Kreise des Volkes herausgebildet, über die zahlreichen wichtigen Fragen, die mit den Gründen dieses Krieges zusammenhängen, eingehenderen Aufschluß zu erhalten. So haben denn eine Reihe von Vereinen und Verbänden nationaler wie wirtschaftlicher Natur, die sich aus allen Volksschichten in Stadt und Land, aus Unternehmern, Angestellten und Arbeitern zusammensetzen, die „Auskunftsstelle Vereinigter Verbände“ eingerichtet, welche ihre Geschäftsstelle in Berlin N 24, Friedrichstraße 136, hat.

Auf Veranlassung der Leitung dieser Auskunftsstelle übergebe ich die vorliegenden Ausführungen der Öffentlichkeit. Sie sind mit Genehmigung der zuständigen Zensurbehörde bereits in Form eines Vortrages, — der damals um der vorgerückten Stunde willen freilich erheblich gekürzt werden mußte, — am 7. Januar in einer Versammlung des Wehrvereins Berlin veröffentlicht worden.

W i z e n h a u s e n , im Januar 1916.

Professor E. A. Fabarius.

Gewidmet dem Andenken meines lieben, treuen
Sohnes Heinrich, der im Heldentod für Kaiser
und Reich — zur Wehr seiner geliebten deutschen
Heimat, im Osten gefallen ist.

Viel Neues, Großes und Ernstes hat uns dieser opferreiche,
heilige Krieg gelehrt. Mit Recht ist von Anfang an darum
die Losung des Volkes gewesen: „Umlernen!“ — Ja, um-
lernen mußten und müssen wir vielfach in sozialer, wirtschaft-
licher und politischer Beziehung. Denn nach der vorigen Ver-
bitterung kleinlicher Kämpfe und Gegensätze innerhalb des sozial
zerrissenen und zerklüfteten Volkes erhob uns der Krieg zu
der edlen Gemeinschaft einer gewaltigen Opferwilligkeit aller
Kreise — ohne Unterschied des Standes, Berufes, Bekenntnisses
und Besitzes. Da, wo vordem Genußsucht und Begehrlichkeit,
— Verschwendung, Puhlsucht, Essen und Trinken, ja, Fressen
und Saufen der Hauptzweck des Lebens von Millionen Volks-
genossen zu sein schien —, da ist verständiges Haushalten,
Sparen und Sicheinschränken zur willigen Lebensregel ge-
worden. Wie schnell hat man mit Brotmarken, fett- und fleisch-
losen Tagen umgelernt — und wie überraschend ist unser Vater-
land, der zweitgrößte Weltwirtschaftsstaat, zu einem in sich
geschlossenen, sich selbst genügenden, sich selbst befriedigenden
„geschlossenen Wirtschaftsstaate“ geworden. War aber vor
dem Kriege widerwärtige Kirchturmspolitik, kleinliche Staats-
auffassung, Verärgerung, Parteinörgelei und Sonderbündelei
für weite, weite Kreise das fast allein maßgebende Kennzeichen
ihrer deutschen Art, — wie sind wir da mit Kriegsbeginn über
uns selbst hinausgehoben, haben an echtem National- und
Staatsbewußtsein uns wieder erhoben und stark fühlen gelernt.
So ist in der Tat das Wort „Umlernen“ zum Wahrzeichen
der deutschen Volksstimmung im Kriege geworden. Freilich,

es gibt auch viele, die von solchem Umlernen große Töne reden, aber dabei immer zuerst an die „anderen“ denken, — die umlernen sollen, ja, die gerade, die den Mund am weitesten aufstun, haben oft am wenigsten Lust, mit dem Umlernen bei sich selber anzufangen!

Eins muß aber unverrückt jetzt und für die Zeiten nach dem Kriege festgehalten werden, — das ist das klare, große Ziel aller vaterländischen Arbeit, — wir müssen sein und immer mehr werden ein lebenskräftiges, gesundes, wehrhaftes Volk, — „viel Volks“ werden, so daß wir unter den Völkern eine unseren Gaben und Leistungen entsprechende bedeutende Stellung einnehmen.

Werden wir das aber können auch nach dem Kriege — namentlich nach dem furchtbaren Ueberlaß der Blutopfer, die bei uns Gott sei dank zwar längst nicht so groß sind als bei unseren Gegnern, aber immerhin groß und schwer genug, um uns zu mahnen, alle Kräfte zu sammeln, zusammenzuhalten und zu stärken?

Wird darum nach dem Kriege für Deutschland auch noch Kraft und Zahl genug vorhanden sein, um sich in den ausländischen Aufgaben der Kolonialpolitik festzulegen, oder, wie man früher vielfach das bei uns ansah, „unsere Kräfte in solch fernliegenden Aufgaben zu verzetteln“? — Werden wir dann noch kolonialisatorisch arbeiten können oder gar neue Aufgaben uns stellen dürfen, ohne die Weisheit des Sprichwortes zu vergessen: „Das Hemd ist uns näher als der Rock!“

Vieles wird sicherlich nach dem Kriege ein anderes Gesicht haben als vordem. Und so sehr wir überzeugt sind, daß unsere frühere Arbeit auch in den Kolonien — in vielfacher Beziehung — innerlich wie äußerlich durchaus tüchtig war, — so kommen wir doch an der Erkenntnis nicht vorbei: Die gewaltige Umwälzung dieser Zeit stellt uns auf allen nationalen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Gebieten für die Folge auch vor neue und bisher in der großen Masse des deutschen Volkes teilweise sogar noch nicht einmal geahnte Aufgaben. Darum glauben wir es jetzt schon betonen zu müssen, es sind in der Tat neue Wege, die sich der deutschen Kolonialpolitik nach dem Kriege aufstun werden.

Nach drei Seiten werden wir es mit neuen kolonialpolitischen Richtlinien für die Folge zu tun haben: In erster Linie handelt es sich da um große wirtschaftliche Fragen, geknüpft an das Bedürfnis, unsere nationale Gütererzeugung gemäß den Erfahrungen des Krieges

noch weit mehr, als bisher selbst eine weitschauende Weltwirtschaft und Kolonialpolitik für nötig hielt, in ausgiebigstem Maße selbständig zu stellen und zu erweitern.

Daneben aber wird nicht minder zwingend die große soziale Seite der kolonialen Arbeit in den Vordergrund treten. Ein Krieg der Millionen und Abermillionen von Männern aus allen Schichten des Volkes in engster Kameradschaft verbunden und den landfremdesten Industriearbeiter und Großstädter wieder in engste Berührung mit dem Kampf um die Scholle gebracht hat, der bringt auch für jedermann aus dem Volke den inneren Anreiz und den moralischen Anspruch mit sich, weiteren Ellbogenraum im neuen Reiche zu finden. Krieger, die unter harter Entbehrung, mit opferreicher Begeisterung, in monatelangem Schützengrabenkampf wie in sieghaftem Vordringen Tausende von Kilometern fremden Landes erobernd durchzogen haben, die werden für sich und ihre Familie hinfort kaum wieder beschränkt sein mögen auf enge Ein- oder Zweizimmerwohnungen in luft- und lichtarmen Steinbauquartieren.

Drittens endlich erscheint uns aber die politische Seite der Kolonialarbeit gerade für die Folge besonders wichtig. Erst durch die kolonialen Bestrebungen ist unser Volk in der Neuzeit unter dem Einfluß des Krieges in Deutsch-Südwest und des China-Feldzuges sich seiner weltpolitischen Aufgabe im Gegensatz zu der bis dahin allein maßgebenden Festlandsstellung als europäische Großmacht bewußt geworden. Ja, heute mehr denn je erkennen wir, daß die Kolonialarbeit das wertvollste Rüstzeug in dem Kampfe um das nationale Selbstbewußtsein unseres Volkes geworden ist. Erst dadurch haben alle Kreise unseres Volkes großzügiger, weitsichtiger, weltfreier zu denken und zu handeln gelernt. Aber wir stehen damit doch nur am Anfang. Wir müssen in den kommenden Menschenaltern uns in dieser national- und weltpolitischen Tüchtigkeit erst recht auswachsen und innerlich wie äußerlich tüchtig, ausdauernd, widerstandsfähig machen. Das wird nicht nur für unsere äußere Machtstellung, sondern vor allem für unsere innere Politik und die Einigkeit des deutschen Volkes die wertvollste Fortsetzung des großen nationalen Segens des jehigen Riesenkampfes sein.

Gerade im Hinblick auf diese drei Gesichtspunkte glauben wir nicht zuviel zu behaupten, wenn wir sagen, die deutsche Kolonialpolitik ist nach dem Kriege auf völlig neue Wege gewiesen.

Die alte Streitfrage, ob das deutsche Volk genügend überschüssige Kräfte habe, um auch bei der neuesten wirtschaftlichen Entwicklung noch unbedenklich Auswanderer, Ansiedler in außerdeutsche, überseeische Länder abzugeben, wird durch die Erfahrung des Weltkrieges unfraglich besonders dringend und mit Recht neu aufleben. Denn national demütigend und wirtschaftlich sowie militärisch hemmend ist doch für uns unfraglich die Tatsache, daß Millionen tüchtiger, wackerer Deutscher fern dem Vaterland unter fremder Herrschaft sitzen — zumal in den englischen Kolonien und in Rußland, aber auch in den Vereinigten Staaten —, die in diesem furchtbaren Ringen Deutschlands um Sein oder Nichtsein uns beim besten Willen nicht helfen können. Statt dessen müssen sie sogar vielfach zur Stärkung der Machtmittel unserer Feinde mittelbar oder unmittelbar beitragen, mindestens aber den Gegnern willkommene Handhabe bieten zu Druckmitteln gegen uns durch Gefangensetzung, Beraubung und allerlei Drangsalierung. Nur mit Ingrimm kann man daran denken, wie unsere Auslandsdeutschen so ganz und gar in die Hand der Engländer und ihrer Helfershelfer geliefert sind. Das sollte uns doch in dem Maße in Zukunft nicht wieder begegnen! Schlimm genug war's schon, daß durch die geschichtliche Entwicklung Millionen und Abermillionen unseres Volkes den fremden Völkern zum willkommenen „Kulturdünger“ dienen mußten. Traurig genug war's, daß oft die tatkräftigsten und leistungsfähigsten Söhne Deutschlands zu Führern und Vorkämpfern fremder Weltherrschaft, Weltwirtschaft und Geldmacht wurden, — in Kanada und Australien, in Südafrika, Indien und allüberall in der Welt. Schmähschuldig genug vor allem war's, wenn deutsche „Renegaten“, Ueberläufer zu verbissenen Feinden, hohnlachenden Verrätern und heuchlerischen Moralpredigern des Deutschtums wurden. — Soll das etwa auch in Zukunft so weitergehen? Gewißlich nicht! Unvergessen soll auch den verruchten Yankee's mit ihrem englischen Präsident ihre „neutrale“ Gefinnung gegen Deutschland, ihre „made in America-Munition“ bleiben! — Darum müssen wir in erster Linie dafür sorgen, daß die deutsche Auswanderung nach den fremden Ländern, zumal nach dem englischen Sprachgebiet, soviel, wie irgend möglich, unterbunden, von da abgelenkt und in andere Bahnen, ja, womöglich zurückgeleitet wird. Was bisher schon eine wesentliche Aufgabe unserer Wißenhäuser Bestrebungen, Aufgabe der deutschen Kolonialschule und des Evangeli-

schen Hauptvereins für deutsche Auswanderer und Ansiedler war, — wofür der Herausgeber dieser Blätter seit mehr als zwei Jahrzehnten kämpft —, das muß jetzt erst recht zielbewußt betrieben werden. Denn in erster Linie gilt's nunmehr: Das Deutschtum zu stärken, alle Kräfte zu sammeln, zusammenzuhalten, zu mehren und sie dann nur in möglichst geschlossener Kraft an den bestgeeigneten Stellen der Erde zu entfalten.

Vor dem Kriege war die edle Aufgabe der sogenannten inneren Kolonisation leider vielfach zum parteipolitischen Schlagwort geworden. Aber die Sache an sich kann nicht tatkräftig genug und vor allem nicht praktisch-sachverständig genug in der Folge angegriffen werden. Verheißungsvolle, vorbildliche Arbeiten lagen z. B. nicht nur in den Ostmarken, sondern namentlich auch in Pommern und Ostpreußen, — aber nicht zum wenigsten auch in Kurland schon bisher vor. Gerade auf den Spuren dieser letztgenannten Siedlungsarbeiten wird es nötig sein, zielbewußt weiterzugehen. Was die zu unrecht viel verlästerten baltischen Landherren im Dienste der nationalen Sache weitsichtig und sozial aufbauend geleistet haben, — geleistet in der kurzen Spanne Zeit von sieben Jahren seit der russischen Revolution —, das nachzumachen, kann für uns in den jetzigen und künftigen Ostmarken nur „ein Ziel des Schweißes der Edelen“ wert sein. — Wie großzügig und wie vorbildlich dort in den Ostseeprovinzen unter den schwierigsten Verhältnissen deutsch-koloniale Arbeit, Siedlungsarbeit geleistet worden ist, dafür sei an dieser Stelle aus dem Hefte 19 der „Schriften für innere Kolonisation“ auf die verdienstliche Schilderung von S. Broedrich hingewiesen.

Da heißt es: „Der jahrhundertealte Kampf um die kulturelle Vorherrschaft der Ostseeprovinzen und die genaue Kenntnis der innerrussischen sozialen und politischen Entwicklung ließen die Deutschen hier klar erkennen, daß ihnen nur eine kurze Frist durch die Gunst der Zeit gegeben sein würde, um ihr von der Russifizierung so schwer geschädigtes Volkstum starker aufzurichten. Desgleichen erkannten sie klar, daß mit der naturnotwendigen Weiterentwicklung der demokratischen Herrschaft in Rußland — namentlich durch die Stolypinische Agrarreform innerlich gewaltig gestärkt — in absehbarer Zeit der Krieg gegen Deutschland und damit der Vernichtungskampf gegen alles Deutsche, losbrechen mußte. Es wurde daher der kühne Plan gefaßt, sich dagegen durch eine innere Kolonisation der Lande mit deutschen Kolonistenbauern zu stärken und dann auf die Schicksalsstunde der Entscheidung zu warten. Die Auffassung, daß das baltische Land dem Deutschen Reiche begehrenswert erscheinen würde, wenn dort ein kraftvoller deutscher Bauernstand das feste Fundament nationaler Kraft würde, beherrscht die Männer, die in Kurland — einer feindlichen Welt zum Troste — an die Ausführung dieser Arbeit gingen.“

Es muß hier vorweg noch auf einen Umstand hingewiesen werden: das einzige Recht, das der deutschen Ritterschaft in Kurland nach Aufhebung der deutschen Verfassung durch Alexander III. blieb, war das Recht, sich selbst zu besteuern. Die stimmberechtigten Besitzer der mehr als 500 Rittergüter (das Stimmrecht haftet am Rittergute), die über 90 v. H. heute noch in deutscher Hand sind, konnten sich alle drei Jahre zu Landtagen versammeln, in denen sie die gewilligten Steuern auf diese Rittergüter nach der Steuerrolle verteilten, und diese „Landeswilligungen“ unterlagen nicht der Kontrolle der Reichsverwaltung. — Es ist nun bezeichnend für den nationalen Geist dieses Großgrundbesitzes, daß über 80 v. H. dieser gesamten „Willigungen“ zur Erhaltung und Förderung des Deutschtums in den Städten für Schule und deutsche kulturelle Zwecke abgeführt wurden, und daß nach der Revolution des Jahres 1905 trotz der schweren wirtschaftlichen Schädigungen des Großgrundbesitzes — diese Steuern um mehr als das Doppelte stiegen und im selben Prozentsatze den kulturellen Zwecken des Deutschtums in den Städten dargebracht wurden. Diese Opferfreudigkeit für nationale Zwecke war die Grundlage der gesamten deutschen Kultur des Landes. Interessant ist es, daß die etwa zwanzig lettischen Rittergutsbesitzer des Landes niemals gegen diese Steuern stimmten und immer mit der Majorität gingen, weil Förderung deutscher Kultur ihnen als Förderung der Kultur überhaupt galt. — Die Reichsregierung wußte natürlich, daß mit Zerstörung des deutschen Großgrundbesitzes das Deutschtum seiner stärksten Stütze beraubt war, und wollte nun die schwere materielle Not, die die Revolution über ihn gebracht hatte, ausnützen. Die in den Landen eröffneten Abteilungen der staatlichen Bauernagrарbank erhielten den Auftrag, möglichst viele Rittergüter aufzukaufen und an russische Bauern zu parzellieren.

Hier nun setzte der Kampf ein und wurde mit begeistertem Wagemute von einer zunächst kleinen Gruppe von Männern aufgenommen. Es ließ sich nicht leugnen: Die Revolution hatte auch alle Hoffnung auf Besserung der nationalen Stellung entschwinden lassen. Die Möglichkeit einer einstigen Vereinigung mit dem Mutterlande nur zu streifen, erschien manchen als uferlose Utopie. „Was weiß man von uns im Reiche? Wie soll das zugehen?! usw. usw.“ . . . Diese sahen das einzige Ziel nationaler Selbsterhaltung in der Abwanderung nach Deutschland. Wenn diese Stimmung auch in geringer Minorität blieb, so brachte sie es doch mit sich, daß viele Güter zum Verkauf angeboten wurden, und weil deutsche Käufer fehlten, und vor allem das Kapital, bei der Unsicherheit der Verhältnisse infolge der Revolution, nicht Landgüter beleihen wollte, sondern ins Ausland ging, so schien es, als ob so gewaltige Breschen in den deutschen Großgrundbesitz geschlagen werden würden, daß er seine herrschende Stellung verlieren würde. Zwei Umstände retteten die deutsche Sache: die gerade stark steigenden Holzpreise und die Möglichkeit, durch die Kolonisation wohlhabende deutsche Bauern aus den Kolonien ins Land zu bringen. Nach einer monatelang vorbereiteten agitatorischen Tätigkeit in den Kolonien Polens, Wolhyniens und des Südgebietes — auf die Wolgakolonien wurde verzichtet, weil die dortigen Kolonisten für die Zwecke kurlischer Siedlung zunächst ungeeignet erschienen — begann die Arbeit. Gleich die ersten Güter, die die Agrarbank kaufen wollte, wurden durch besseres Angebot, zum Teil für denselben Preis, erworben. Am besten ist wohl, wenn durch ein exaktes Beispiel die Art der Arbeit dargestellt wird. — —

Beispiel:

Das Gut X. im Goldingschen Kreise, 8000 Morgen (2000 Hektar) groß, wurde für den Preis von 300 000 Rubel — ohne lebendes und totes Inventar — verkauft. 2000 Morgen (500 Hektar) mit der Gutslage wurden als Rittergut ausgeschieden und an den benachbarten deutschen Gutsbesitzer verkauft, mit der grundbuchlich eingetragenen Verpflichtung, die auf das ursprüngliche, gesamte Rittergut X. entfallende „Landeswilligung“ auf dieses Restgut zu übernehmen. Die dadurch erhöhte Belastung wurde durch den billigen Verkaufspreis ausgeglichen, die 500 Hektar für 60 000 Rubel verkauft. Dadurch wurde die Steuer, die Grundlage deutscher Kultur, gerettet. Von den übrigen 6000 Morgen waren 3000 Morgen Wald, der Rest kleinere Pachtstellen, Borwerke, Wiesen, unkultivierte Weide usw. Der Wald stand durchweg auf schönem, ackerfähigem Boden, wie zum größten Teil in Kurland. Er war zwar schon vielfach ausgehauen, aber das völlige Entholzen von 2000 Morgen für die Entnahme der Starkholzbestände aus dem übrigen Walde brachte doch 140 000 Rubel. Diese 2000 Morgen entholtzer Waldfläche wurden nun in Parzellen von etwa 40 bis 100 Morgen (unter 40 Morgen wurde prinzipiell nicht verkauft, der Gesamtdurchschnitt betrug 60 Morgen) zum Preise von 15 Rubel pro Morgen verkauft. Das brachte weitere 30 000 Rubel. Der Preis der 60 Morgen großen Parzelle betrug also 900 Rubel, davon mußten 300 Rubel, wenn möglich, angezahlt werden, man war aber auch mit 100 Rubel zufrieden und der Kaufpreiskredit wurde als 1. Hypothek auf diese Landstelle eingetragen. Käufer hatte in den ersten fünf Jahren für die Restforderung keine Zinsen zu zahlen, dann aber mit 5 v. H. jährlich zu verzinsen und den als Hypothek eingetragenen Rest seines Kaufpreises im Laufe von 40 Jahren — bei Weiterverkauf aber sofort — auszuführen. Die fünf Freijahre wurden bewilligt, um dem Käufer die Möglichkeit zu geben, ungehindert sein Land roden und seine Gebäude bauen zu können. Gleich im Frühjahr wurde ein kleines Stück des frischen Waldbodens Kartoffeln gebracht, der üppige Graswuchs der entholtzen Flächen bot den ersten Kühen und Pferden reichliches Futter; im Herbst waren meist schon $1\frac{1}{2}$ Hektar für die Roggeneinsaat fertiggestellt, zum nächsten Frühling dasselbe für das Sommerkorn; und in fünf Jahren war die Landstelle fertigerodet, hübsch bebaut, im Durchschnitt sechs bis acht Kühe, zwei Pferde und Kleinvieh vorhanden — aus der entholtzen Waldfläche war blühendes Leben entstanden. Die eiserne Energie der Kolonistenbauern, sein und seiner Familie zäher Fleiß, Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit, der gewaltige, geradezu alttestamentliche Kinderreichtum und dessen viele Hände ersetzten das Betriebskapital. — Das ausgerodete Wurzelholz wurde zerkleinert und getrocknet, als Brennmaterial in die Stadt gefahren und brachte im Durchschnitt pro Hektar mehr als den Einkaufspreis. So war der arme Kolonist in fünf Jahren ein wohlhabender Bauer geworden und zahlte meistens nach fünf Jahren seinen Kaufpreis aus. Die letzten 4000 Morgen wurden nun gleichfalls in Einzelhöfe zerlegt, in Größe von 40 bis 400 Morgen (10 bis 100 Hektar) im Gesamtdurchschnitt von 25 Hektar (100 Morgen) und zum Preise von 300 Rubel pro Morgen verkauft. Größtes Gewicht wurde auf eine geschlossene gute Abgrenzung des neuen Hofes gelegt, streubelegene Stücke nur zugelassen, um jedem Einzelhof ein Stück Wald zuzuteilen. Das Verhältnis war durchschnittlich etwa zwei Fünftel Acker und Wiese, drei Fünftel unkultivierte Wiese und Weide, sowie Wald und Buschländereien. Gebäude waren meist genügend vorhanden. Für diese

Objekte wurde im Durchschnitt 40 v. H. des Kaufpreises angezahlt, gewöhnlich 35 v. H. des Kaufpreises als 1. Hypothek der kurländischen Landschaft (Kurländischer Kreditverein) aus ihrem Darlehn auf das früher ungeteilte Gut, durch Zerlegung dieses Darlehns auf die aus dem früheren Bestande geschaffenen neuen Hypotheken übertragen und vom Käufer als Teil des Kaufpreises übernommen (wobei $4\frac{1}{2}$ v. H. Zinsen und $\frac{1}{2}$ v. H. Tilgung jährlich der Landschaft zu leisten waren). Der Rest der Kaufsumme (etwa 20 v. H.) wurde als 2. Hypothek auf das neu geschaffene Gut eingetragen, welche mit Zinsfuß von 5 v. H. immer noch eine mündelsichere Anlage darstellte, und dieser 2. Hypothek eine 45jährige Unkündbarkeit gegeben, um sichere Verhältnisse zu schaffen.

Wir rekapitulieren kurz: Kaufpreis des Gutes K. 300 000 Rubel.
 Verkauf des Ritter-Restgutes, dem grundbuchlich die
 Ritterschaftssteuer für das gesamte Areal auf-
 gebürdet war 60 000 Rubel
 Durch Waldverkauf 140 000 "
 Erlös der 2000 Morgen Rodeland 30 000 "
 Erlös der 4000 Morgen bebauter Ländereien 120 000 "

Summa 350 000 Rubel

Der Ueberschuß von 50 000 Rubel deckte die sehr großen entstehenden Unkosten für Verwaltung, Zwischenzinsen usw. usw. Keine Frage, daß unendlich viel höhere Gewinne erzielt werden konnten. Die Reklame aber und der Zug in die ganze Bewegung wurde gerade durch den Umstand gebracht, daß in richtiger patriotischer Erwägung der große materielle Gewinn im ganzen Maße durch den niedrigen Verkaufspreis dem neuen Stammesgenossen überlassen wurde, und bald wußte man es in allen Kolonien des Königreichs „Polen“, in Wolhynien und im Südwestgebiet und Süden, daß „das Kurland“ ein wunderschönes Land sei, viel freier, schöner Boden, daß der Deutsche dort rasch zu Wohlstand kommen könne.

So wurden im ganzen von 1908 bis 1912 dreißig Rittergüter — 160 000 Morgen — angekauft und nach dem oben angeführten Beispiel der deutschen Steuerbasis erhalten und zugleich ein sicher fundierter deutscher Bauernbesitz geschaffen. Die staatliche Bauernagrarbank war auf der ganzen Linie geschlagen worden. Die Folge war, daß die Güter im Preise stiegen, niemand wollte mehr sein Gut verkaufen, das Vertrauen kam zurück, und die Idee der Kolonisation faßte feste Wurzel im Lande. Es fand sich nun eine große Anzahl von Gutsbesitzern, die zur Stärkung der Bewegung Teile ihrer Güter, die sie selbst nicht einträglich bewirtschaften konnten, den Leitern der Bewegung zum Zwecke der Kolonisation zur Verfügung stellten. Da ein Drittel des Großgrundbesitzes fideikommissarisch gebunden ist und daher nicht verkauft werden kann, so wurden vielfach auf demselben Pachtolonien mit vieljähriger Dauer errichtet, ferner wurden in großer Menge Kolonisten als Gutsangestellte, Revierförster, Forstknechte und Gutsarbeiter angeseht, und die Bewegung fand die nachhaltigste Unterstützung durch die gedeihenden Kolonisten selbst, die aus der alten Heimat ununterbrochen für Nachzug sorgten, wobei folgende Erscheinung besonders förderlich war. Die angesehten Kolonisten, besonders die, welche ihre Höfe auf den entholzten Waldflächen begründet hatten, verkauften ihre neu entstandenen hübschen Höfe an die von ihnen herangezogenen Volksgenossen zu einem Preise, der im Verhältnis zu der von ihnen gezahlten Kaufsumme einen sehr hohen Gewinn darstellte, — statt 15 Rubel pro Morgen erhielten sie

im Durchschnitt 70 Rubel. Der Lohn ihrer drei- bis fünfjährigen Arbeit war fast fünffacher Gewinn, und sie legten diesen sofort in neuen Landkäufen an. Diese Bewegung wurde von den Leitern der Kolonisation durchaus gefördert, und die glücklichen Gewinner wurden veranlaßt, das Erworbene durch Ankauf lettischer Bauernhöfe festzulegen. Auf diese Art und Weise sind in der Umgegend der Kolonisationsgüter die deutschen Gemeinden sehr bedeutend durch Ausräumung lettischen Besitzes gewachsen.

Fürwahr, so kann man's machen, so müssen wir's machen, um uns im Osten einen sicheren deutschen Grenzwall durch Siedlungskolonisation zu schaffen. Auf den Spuren Heinrichs I., der die asiatische Flut mit seinen kriegstüchtigen Bauern und ritterlichen Landherren eindämmte, — in den Bahnen der deutschen Ordensmänner mit ihrem Gefolge „reisiger“ Ritter und Bauern und ihrer Losung: „Gen Ostland wollen wir reisen!“ — und in der Weise weitfichtiger Hohenzollernfürsten mit ihrer Kultur- und Siedlungsarbeit eröffnet sich dem deutschen Volke dort im Osten eine große, neue Aufgabe!

Nicht ist zu besorgen, daß es uns, trotz der Opfer des Weltkrieges (vgl. zweites Novemberheft des „Kunstwart“ *)),

*) Die treffenden Ausführungen im zweiten Novemberheft des „Kunstwart“ seien hier wiedergegeben:

Unser Wille zum Leben. Als wir noch im „faulen Frieden“ lebend waren, ging ein Gedanke zwischen den verschiedenen Köpfen hin und her: „Geburtenrückgang und Volkstultur“. „Was brauchen wir so viele Menschen, wir haben so nicht genug zu leben, alle besseren Berufe sind überfüllt, für die Schwerarbeit auf dem Lande, in den Bergwerken und bei den Kanalbauten haben wir Ausländer genug. Der Wettbewerb im Handel und Gewerbe wird auch lästig. Der Staat nimmt weder Referendare noch Bauführer mehr an, wir haben Ueberproduktion an Waren, Ueberproduktion an Menschen. Besser wenige und gut gepflegt als viele und kümmerlich ernährt!“ Vergebens warnten die Einsichtigen, vergebens fuhr die Staatsregierung die Gutachten der Hygieniker neben den unerbittlichen Zahlen der Statistik auf. Jeder sah achselzuckend auf den Nachbar: „Naturgesetz, Niedergang, und besser als in Frankreich ist's bei uns allemal. Die Qualität macht's!“

Da kam der Sturm der Augusttage und legte all solches Gerede weg. Kriegserklärungen, Schlag auf Schlag, noch ein troziges Wiederholen: „Die Qualität macht's!“, und dann kam der Ruf nach der großen Zahl. Dann kamen überhaupt die Zahlen Fünf Millionen Streiter und zwei Millionen Freiwillige. Aber woher kamen sie? Gestehen wir uns: wir haben die Sparbüchse von Vater und Großvater angegriffen. Was da zwischen 17 und 45 Jahren auf den Plan trat und von 45 bis über 60 Jahre hinaus sich freiwillig meldete, das waren die Jahrgänge 1854 bis 1871 bis 1896, also aus der Zeit, wo auf 1000 Deutsche noch 35, 38,4, 40,9, 35,7, 33 Lebendgeborene im Jahr kamen. Was heute im Felde steht, ist die Volkskraft vergangener Tage. Die Mutterkraft ist nicht mehr, die diesen Söhnen das Leben gab. Vor die Riesenaufgaben der Zukunft wird ein deutsches Volk gestellt werden, dessen Streitkräfte

der uns die männlichsten Volksträfte nur allzu arg verkürzt hat, — an Menschen, an Siedlern und Kolonisten fehlen werde. Nein, Tausende und Abertausende von Kriegeren stehen uns für diesen Zweck zur Verfügung, wenn das Werk nur richtig angefaßt, der große Gedanke der Kriegerheimstätten nur mit rechtem Heinrichs-Geist und alter Hohenzollern-Weisheit durchgeführt wird. Daneben aber ist es Ehrenpflicht des Deutschen Reiches und ebenso national- wie wirtschaftspolitische Selbstverständlichkeit für uns, daß wir nach dem Kriege uns der ein bis zwei Millionen deutscher Kolonisten annehmen, die in Rußland jetzt von Haus und Hof vertrieben sind und werden. Von neuem bietet sich hier staatsmännischer Weisheit und edler Fürstenerfürsorge eine ins riesenhafte getriebene Wiederholung der landflüchtigen Not der Salzburger und Zillertaler zur Heilung dar. Nicht vergeblich sollen jene armen deutschen Brüder auf Schutz und Hilfe rechnen.

Wie sehr sie darauf rechnen, — dafür möge noch eine kurländische Erfahrung sprechen: „Heimliche Sendboten“, erzählt Broedrich, „trafen im Sommer 1915 in Kurland bei den Stammesgenossen ein, um zu

durch diesen Weltkrieg an Verwundeteen, Toten und Kranken um Hunderttausende geschwächt, dessen Fruchtbarkeit heute schon auf 28, in Berlin sogar auf 13,7 Geburten für 1000 Einwohner gesunken war, und dessen Geburtenziffer nach staatlichen Erhebungen schon im Jahre 1925 bei ähnlicher Beschleunigung des Absturzes auf die heutigen Ziffern Frankreichs mit 18,8 Geburten auf 1000 Einwohner sinken würde. So waren die Aussichten. Wo in deutschen Landesteilen die Geburtenziffer noch über 33 steht, „verdanken“ wir das der ländlichen oder industriellen slawischen Bevölkerung. In den rein slawischen Staaten ist die Mindestziffer 40, in Rußland ist sie 46,8, und das bedeutet nach Abzug der Gestorbenen einen Geburtenüberschuß von 1,8 Millionen Menschen jährlich gegen 0,74 Millionen bei uns. Wie aber, wenn Rußland wirtschaftlich weiter erstarkte, wenn die Hygiene den Seuchen, eine bessere Bodennutzung den Hungersnöten, ein besserer Verkehr den Entfernungen dort entgegenwirkte, wenn Eisen, Kohle und Gold wie Riesen aus dem Boden auferständen? Was will es bedeuten, daß sich unser kleineres Kapital an Volkskraft heute noch mit 1,36 v. H. verzinst gegen eine Verzinsung der gewaltigen russischen Volkskraft mit nur 1,11 v. H.? Das war der ganze Erfolg unserer bis zum äußersten verfeinerten öffentlichen Gesundheitspflege, Seuchenbekämpfung, städtischen Hygiene und unserer durch Asepsis und Bakteriologie, durch Licht-, Luft- und Strahlenbehandlung vervollkommeneten Krankenhauskultur. Wie wenig das auf die Dauer der Volkskraft aufhelfen kann, zeigt die Verzinsung des Bevölkerungskapitals mit nur 0,18 v. H. in dem Kulturland Frankreich mit seiner (14,3) gegen uns (19,2) so geringen Säuglingssterblichkeit. Wir haben die Wirkungen künstlicher Erhebungen der Volkskraft hinter uns, Rußland hat sie noch vor sich, und von der Zukunft haben wir hier zu reden.

Also ginge es mit der deutschen Volkskraft reizend abwärts? Die Lebenskraft eines Organismus läßt sich nicht erneuern, weder Sieg

erkunden, ob doch nicht vielleicht auf Hilfe zu hoffen wäre, und ob das Deutsche Reich nicht das deutsche Rußland — die Ostseegebiete — mit starker Hand nehmen würde, dann wolle der letzte Kolonistenbauer dorthin und fest und treu im neuen Vaterlande sich an das alte Reich schließen. — Man wußte ihnen nur zu sagen, sie sollten auf Gott vertrauen, man wisse nichts, könne aber nicht glauben, daß das Deutsche Reich erst eine Welt besiegen würde und dann zwei Millionen Deutsche, die sich an das heißgeliebte Mutterland anschließen wollten, ihrem trostlosen Untergang überlassen wolle. So fuhren sie still von dannen.“

Diese ganze zukünftige Entwicklung neudeutscher Siedlungsarbeit im Osten wird unfraglich auch noch durch eine andere Umgestaltung der dortigen Verhältnisse beeinflusst, gefördert werden. Wenn jetzt mitten im Kriege die deutsche Verwaltung als ein weiteres Ruhmesblatt ihrer hohen Kulturleistung aufweisen kann die Eröffnung der polnischen Universität und Technischen Hochschule in Warschau (möge eine vlämische bald folgen!), so wird damit zum mindesten das eine bezeugt, — im Schutze der Siege Deutschlands und seiner Verbündeten wird die alte leidige „polnische“ Frage einer neuen Lösung entgegengeführt. Mag diese ausfallen, wie sie will, sie wird jedenfalls dazu beitragen, dem Polenvolke die Aufgabe

noch Niederlage, weder Schulden noch erbeutete Kriegsmilliarden könnten Deutschland vor seinem Schicksal bewahren? Aber der Lebenswille kann es. Nein, der Geburtenrückgang ist gewollt. Wir müssen sagen: Gott sei dank, er war nicht Notwendigkeit, er war nur gewollt! Denn mit dieser Erkenntnis öffnet sich dem deutschen Volk die Hoffnung im Kampf um die Zukunft. Und so steht die Frage: wird unser Volk, das es fertig brachte, nach beispiellosem Aufschwunge, vierzig Jahre nach dem glorreichen Kriege durch langsame Vergiftung Hand an sich selber zu legen, wird es den Willen aufbringen zu einer zielbewußten, straffgespannten Weiterentwicklung, zu einem sittenreinen Leben der Selbstbeherrschung?“ —

Hierzu wollen wir unsererseits noch besonders es mahnend unterstreichen, daß die Quelle des verhängnisvollen Geburtenrückganges im deutschen Volke in nichts anderem zu suchen ist als in der „Angst vor dem Kinde“. Haben irrende Nationalökonomien und Politiker, leider oft auch Aerzte, das Schreckgespenst der Uebervölkerung unserem Volke an die Wand gemalt, so hat Genußsucht, Bequemlichkeit Vergnügungssucht und vor allem die großstädtische Wohnungsbarbarei (vergl. Aufruf der Kieler Stadtmission vom 15. Dezember 1915! — mitten im Kriege: „Es handelt sich bei den Wohnungslosen in den meisten Fällen um solche Familien, welche zahlreiche Kinder zu versorgen haben!“) dazu gedient, Kinder als eine Last, ein Hemmnis und eine unerfreuliche Sorgen- und Notquelle anzusehen. Die Folge davon ist, daß wir in diesem Weltkriege „die Sparbüchse unserer Väter und Großväter“ anbrechen mußten indem wir die Jahrgänge von 1854 (das gilt nur für die Offiziere) bis 1896 im Heeresdienst verwenden. Demgegenüber wird dem heutigen Rußland, einschließlich freilich der glücklicherweise schon von uns besetzten Gebiete, monatlich ein Armeekorps neugeboren! — Das gilt zu beachten und nicht uns denken, handeln lehren für unseres Volkes Zukunft.

zu stellen, seine Kräfte zu sammeln, sich von unnützer Zersplitterung und aufreibenden Kampfgegensätzen gegen die deutschen Befreier, die westlichen, kulturell ihm nächststehenden Nachbarn fernzuhalten. Schon ist von weitsichtigen, politisch klarsiehenden Führern die Losung dieser Sammlung ausgegeben und damit die Aussicht eröffnet auf eine scheidlich = friedliche Verständigung zwischen Deutschen und Polen in unseren ostmärkischen Grenzgebieten. Dort aber, im altpolnischen Osten, wird Raum frei für Polens Adel, Bürger und Bauern, da, wo der Russe nach seiner bisherigen Niederlage und seiner gemeinen Verwüstungspolitik unmöglich geworden ist. Dorthin wird und muß zur eigenen Sicherung des Polenvolkes ein Strom polnischer Auswanderer ziehen. Mit Hilfe der reichen Mittel, die ihm freiwillig eine Loslösung, ein Verkauf seiner größeren westlichen Besitzwerte bietet, wird er in den ost- und südpolnischen Gebieten, — vielleicht gar hinab bis nach Odessa zu, — sich neuen, größeren und national entwicklungsfähigeren Besitz sichern. Wo aber jene, — nicht im herben Kampfe wie bisher, sondern, wir nehmen an, in verständnisvoller, freundschaftlicher Vereinbarung mit der Ansiedlungskommission und deutschen Landbanken, Heimstätten, Genossenschaften usw. — das Land in den Grenzmarken räumen, da weitet sich der Raum für innere Kolonisation, für Neusiedlung. —

Gerade aber auf diese Arbeit müssen wir unsere ganze Kraft legen, denn deutlicher als je zuvor in der deutschen Geschichte hat dieser furchtbare Weltkrieg erwiesen, daß unser Volk sich — nächst der Hilfe des Herrn der Heerscharen — nur auf seine eigene Kraft verlassen kann, daß, wie Treitschke schon stets betonte, bei eines Volkes Leben, Bestand und Erfolg in der Welt es im letzten Grunde ankäme auf „die Kraft der Lenden, auf die Zahl tüchtiger, arbeitskräftiger Söhne und Töchter, die ihm geboren werden wie Tau aus der Morgenröte“, — darum zumal auf eine volkreiche Land- und Bauernbevölkerung, — diese Kraft, Zahlen und Lebensquelle auch für die Städte, für Handel, Gewerbe und Industrie, zumal aber für das Volksheer! — Da nur die Landwirtschaft, — sei's aus wirtschaftspolitischer, wohlervogener Erkenntnis heraus, sei es „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, — einer Nation die Mittel darreicht, einen geschlossenen Handelsstaat zu bilden — oder doch sich jederzeit dazu ausgestalten zu können —, so muß es die erste Lehre dieses Krieges für uns sein, in der weltwirtschaftlichen und gewiß nicht zurückzuschraubenden Ent-

wicklung Deutschlands zu einer zweifachen Landwirtschaft, — der heimischen und überseeischen —, vor allem und zunächst die heimische zu stärken, auszubauen und umfassend zu erweitern. Die Grenzmarken müssen und werden uns dazu Landraum, Mittel und Wege bieten. Haben wir bisher in der Kolonialpolitik es immer als einen unvergleichlichen Vorzug Rußlands empfunden, daß es seine Kolonial- und Siedlungsausbreitung unmittelbar an den heimischen Grenzen finden konnte und sie nicht losgelöst vom Mutterlande fern über See zu suchen brauchte, — so müssen wir jetzt die deutsche Stunde der Weltgeschichte wahrnehmen und in erster Linie Kolonisationsarbeit dort treiben, wo weite, dünnbesiedelte Räume dem deutschen Bauern und Landherrschaften genügend Ellbogenraum zu bieten vermögen.

Völlig und lebhaft stimmen wir darum auch den Worten zu, die unser lieber Freund und alter Kamerad, — der rechte Veteran der von Wigenhausen ausgezogenen deutschen Kulturpioniere, Dr. Aldinger, in der „Deutschen Post“ von San Leopoldo (Brasilien) kürzlich schrieb:

Das Heil und die Zukunft Deutschlands liegen nicht auf dem Lande, das den Franzosen und Russen abgenommen und völlig deutsch besiedelt wird. Der bekannte Professor der Geschichte, Dr. Onken, meint, daß „vielleicht außer einer engeren Verbindung von Deutschland und Oesterreich, noch eine Verbreiterung der nationalen Basis nach der See hin in Betracht käme, aber nicht mit dem massiven Verfahren der Annexion, sondern besser mit den elastischen Mitteln, die die Realpolitik dem Einsichtigen in die Hand gibt.“ Die Wirkung solcher elastischen Mittel kennt man nun doch von Elsaß-Lothringen her dermaßen zur Genüge, daß davon gar nicht mehr die Rede sein sollte. Hinweg mit allen elastischen Kulturmitteln! Der Sieg in diesem Weltkrieg muß dem deutschen Volk neues Bauernland bringen; er soll nicht vor allem die Entwicklungslinie stärken, die zu mehr Handel, mehr Industrie, mehr Kapitalismus, mehr Arbeitern, mehr Landflucht, mehr Stadtsucht und zu Geburtenrückgang führt. Einen sehr guten Vorschlag hat bereits ein lothringischer Landwirt gemacht: Als Antwort auf die Beschlagnahme deutschen Privatvermögens in Frankreich sollen die zahlreichen, Franzosen gehörigen Güter in Lothringen eingezogen und zu staatlichen Domänen gemacht werden. Besser noch wird es sein, wenn man diese Güter an altdeutsche Bauern verteilt. Die Russen haben bereits in ihrem Lande einen ähnlichen Weg beschritten. Obgleich die dortigen deutschen Ansiedler stets gute Bürger des russischen Staates waren, will die Regierung ein Gesetz zur Liquidation des deutschen Grundbesitzes erlassen. Hoffentlich gelingt es Hindenburg zeitig genug, so mit den Russen fertig zu werden, daß die völlige Landreinigung in Rußland von deutscher Seite vorgenommen wird. Sie ist viel wichtiger und ein viel höheres Ziel als die Erwerbung des Kongostaates oder Marokkos oder eines ganzen afrikanischen Kolonialreiches. Die Friedenspalme für ein größeres Deutschland soll nicht, wie der Kolonialsekretär Dr. Solf hofft, zuerst in Afrika gepflanzt werden, sondern auf den besten Gefilden Frankreichs, Belgiens und Rußlands. Man vergeße nicht über „Kolonial- und Weltabsichten und weltbürgerlichen Aufgaben“, wovon Dr. Neumann redet, die nächsten und wich-

tigsten Aufgaben, die vor der Tür des Reiches liegen. Oder wird man wieder wie in den Jahrzehnten nach 1870/71 Millionen der besten Deutschen als Auswanderer mühsam ihr Brot draußen in der Welt herumfuchen und an den Grenzen eine unzuverlässige, untreue Bevölkerung wohnen lassen? Das wäre doch die reine Torheit!"

Für solch zielbewußte Kolonisationsarbeit ist dann, wie gerade das Beispiel von Kurland beweist, die Mitarbeit einer gebildeten, vorbildlich wirkenden und weitblickenden Führerschicht unentbehrlich. Das lehrt die Kolonial- und Kulturgeschichte auf allen ihren Blättern. Schon Treitschke wies häufig darauf hin, daß die Besiedlung Siebenbürgens in ihrer Weiterwirkung so tragisch gehemmt worden sei durch den vorzeitigen Verlust der ritterlichen Führer. Die dortige nationale und wirtschaftliche Entwicklung sei unfraglich anders und noch erfolgreicher vor sich gegangen, wenn dem tüchtigen sächsischen Bauern- und Bürgervolke nicht die wirtschaftlich und politisch unentbehrliche Oberschicht von unabhängigen Großgrundbesitzern und freiem Landadel mit der Verdrängung des deutschen Ordens durch das ungarische Königtum geraubt worden wäre; erst die Reformation habe durch die Bildung eines deutsch-evangelischen Pfarrerstandes einigermaßen Ersatz geschaffen und so der bis dahin ziemlich führerlosen Masse der Bauern und Kleinbürger „Hirten“ und zugleich Führer gegeben. Umgekehrt aber verwies Treitschke auf die Erfahrungen im deutschen Osten, in Preußen zumal, — aber auch in den Ostseeprovinzen, wo es einer tatkräftigen Oberschicht von Landherren als kriegerischen, kulturellen und wirtschaftlichen Führer gelungen sei, die deutsche Herrschaft und deutsche Kultur über die weiten Gebiete der Ostmarken auszubreiten und zu sichern, trotz einer nur allzu dünnen Mittelschicht bäuerlich-bürgerlicher Siedler als Mitarbeiter an dem Werke der Kolonisation und trotz eines im Vergleich zu Ungarn viel mächtigeren und massenhafteren Ansturmes der slavischen und polnischen Gegner. In der neuzeitlichen Entwicklung kolonialer Deutschsiedlung haben wir auch einen naheliegenden Vergleich an der Entwicklung des Deutschtums von Nord- und Südamerika. Daß der immerhin bedeutende Einfluß der Deutschen im Norden so wesentlich größer ist und, — trotz der traurigen Erfahrungen jetzt im Weltkrieg, — auch achtungsgebietend gegenüber dem vorherrschenden Engländerium, — dies liegt unfraglich in einer wichtigen Tatsache begründet: Unter den deutschen Auswanderern nach Nordamerika befand sich von vornherein ein erheblicher Bruchteil führender Geister. Namentlich religiöse und politische Führer verknüpften ihr Geschick fest mit dem

der dorthin ausgewanderten Deutschen. Die Zahl großer Führer des Deutschtums in Südamerika, namentlich auch Brasilien und Chile, läßt sich dem gegenüber an den Fingern herzählen, zumal seit durch das von der Heydtsche Reskript die Auswanderung nach dorthin mit der Aecht belegt war. Die hervorragende Stellung der deutschen Großkaufleute in den südamerikanischen Großstädten und Handelsplätzen aber konnte demgegenüber nicht ins Gewicht fallen, da der Handel weder Beruf noch Art hat, sich in fremden Ländern zum Führer der breiten Masse seiner Volksgenossen als Siedler aufzuwerfen. Aufgabe und Ziel des Handels ist in solchen Gebieten ja umgekehrt — möglichst Fühlung zu gewinnen mit den fremdbürtigen Interessen und deren Wirtschaft.

Wenn wir daher schon in den alten Bahnen der deutschen Kolonialpolitik die Notwendigkeit erkannten, daß eine Siedlung nur erfolgreich sein könne, wenn sie eine günstige Mischung der Wirtschaftsbetriebe, neben der Kleinsiedlung auch mittlere und größere Besitzer ansehe, so gilt das für die neuen Wege und Ziele erst recht. Der Engländer mit seiner in wirtschaftlichen und politischen Dingen so selbstverständlichen brutalen Rücksichtslosigkeit hat von früh an, — schon von der normannischen Besiedlung der englischen Inseln und Eroberung Irlands an, — es als beste Weisheit der Landbeherrschung und einer materiell wie politisch erfolgreichen Siedlung rein triebhaft instinktiv, ohne viel theoretische Forschung und wissenschaftlich historische Feststellung, erkannt, daß neben dem Bauern und Kleinsiedler der „Gentleman-Farmer“ und der größere Besitzer nicht zu entbehren sei. Wenn England in den Kolonien der Neuenglandstaaten so schnell ein Abbild der englischen Heimat schuf und in Kanada, Australien, Neuseeland, Kapland, Natal die englische Vorherrschaft durch seine zielbewußten englischen Herrenmenschen als politisch maßgebende Oberschicht befestigte, dann können wir darin, jetzt erst recht, nur von unseren Feinden lernen, zumal da ja die eigene deutsche Kolonisationsarbeit seit den Tagen der Völkerwanderung (vergl. Gothen-, Vandalen-, Frankenarbeit in ihren Unterschieden!) schon selbst genug lehrreiche Beispiele für diese Weisheit bietet. Besser als in Kanada und Australien werden hinfort darum unsere wagemutigen Kulturpioniere, die gebildeten Söhne unseres Volkes, soweit sie nach freier, eigener Scholle in kolonialem Neuland suchen, — ihre Zeltplöcke einschlagen in Gebieten, von denen der große Prophet deutscher Kultur, Paul de Lagarde, vor Jahren schon sagte: „Wir brauchen Land vor unserer Türe!“

Ja, jene Mißleiteten, die sich von Englands „Geschäftsreflame“, — von dieser schrillbunten Werbetrommel, verlocken ließen, sie mögen den Staub Kanadas und Australiens von ihren Füßen schütteln, um der Mutter Deutschland neue helfende Söhne zu werden, neue Söhne zu zeugen auf heimischer Scholle unter der deutschen Flagge. Gewißlich werden auch gar viele der amerikanischen Deutschen, angewidert und empört, den englisch beherrschten, englisch sprechenden, englisch handelnden Vereinigten Staaten den Rücken kehren und deutsche „Rückwandler“ werden im schönsten, besten Sinne des Wortes. Sie mit ihrer wirtschaftlichen Erfahrung und ihrer Kenntnis von der scheinheiligen Verderbtheit einer Politik und Staatsverwaltung, die eine sogenannte „Freiheit“ nur macht zum Deckmantel wüster Mammons knechtschaft und sog. „Demokratie“, zu rücksichtsloser „Ochlokratie“, zur Gewaltherrschaft einer kleinen Schar von Volksausbeutern, — sie gerade werden besonders brauchbare Mitarbeiter am Grenzwall gegen das asiatische Moskowitertum sein. Aber auch manch einer der enttäuschten Urwaldsbauern von Brasilien oder den Steppensiedlern von Argentinien mag wohl sich und uns die Genugtuung bereiten, unter die Fahne des Deutschen Reiches zurückzusiedeln — zur sauer süßen Freude seiner lusitanischen und sonstigen franzosenfreundlichen, deutschfresserischen Kompatrioten lateinischer Zunge und Kultur! Dann sollte es uns eine wahre, innige Freude sein, das Wehgeheul derer zu hören, die zuvor nur ihren Amerikanerstolz in Beleidigung, Verdächtigung und Gehässigkeit gegen die freilich unbequemen, fleißigen, tüchtigen, ehrlichen und treuen Deutschen beweisen konnten. Vielleicht werden jene Fremden dann später bescheidener gegen Deutsche werden und um so ehrlicher danach verlangen, Glieder unseres Volkes bei sich als die besten Helfer willkommen zu heißen und dauernd in Ehren zu halten. „Wir laufen niemand nach!“ Dies staatsmännische Wort sollte der Deutsche gerade auf jene Völker anwenden, die ihre eigene Unzulänglichkeit mit dem fadenscheinigen Stolz der Emporkömmlinge verdecken. Diesen wie auch den anderen großen und größeren Nationen macht nur ein selbstbewußtes Auftreten Eindruck. Da, wo das Sprichwort gilt: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz!“ hält man Bescheidenheit stets für ein Zeichen der Schwäche. Dagegen gibt es nur zwei Waffen, — entweder ihm verächtlich den Rücken drehen oder — die Faust unter die Nase halten, im Notfall aber den Fußtritt! Da aber der einzelne Deutsche der Regel nach weder Recht noch Beruf hat, sich in solche Kampfstellung zu setzen (das ist in solchem Falle

Pflicht und Beruf der verordneten Vertretung des deutschen Volkes und Reiches, vgl. Bismarcks Kaltwasserstrahl!), so tut der einzelne gut, dem Widerspruch zwischen seiner Leistung als Kulturpionier und seiner Anerkennung seitens der Fremden ein Ende zu machen durch den Verzicht auf die Ehre des Kulturdüngers unter fremder Flagge. Hoffentlich finden wir dann auch unter den Rückwanderern und Kulturpionieren in der neuen Kolonisationsarbeit des Ostens oder, im Notfalle, Westens auch unsere alten Kameraden aus Kanada, Australien, Brasilien usw. wieder. —

Vielleicht aber wendet man gegen diese Gedankengänge ein, daß doch manch einem der deutschen Kulturpioniere nicht mit einem Siedlungsgebiet gedient sei, das ihm nur europäisches oder gar nordosteuropäisches Klima biete? Jedoch auch in der Richtung bieten die neuen Ziele der deutschen Kolonialpolitik andere Wege. Denn sowohl aus politischen wie wirtschaftlichen Gründen ist es für unser Volk nötig, neben der bisher geschilderten Siedlungsform auch in wärmeren, südlichen und subtropischen Gebieten festen Fuß zu fassen.

Gerade im Hinblick auf solche eigenartige, südländische Siedlungsgebiete hat z. B. auch die Deutsche Kolonialschule Wigenhausen sich ihre besonderen Ziele gesteckt; denn angesichts der täglich wachsenden Aufgaben des steigenden Wettbewerbs Deutschlands mit anderen Weltwirtschaft und Weltpolitik treibenden Völkern wurde es bisher schon in nationalen Kreisen immer mehr als ein dringendes Bedürfnis empfunden, für diese Aufgaben einen Teil unserer deutschen Jugend besonders vorzubereiten und auserlesene Söhne aus den tüchtigsten Kreisen unseres Volkes, insonderheit von Landwirten, Beamten, Pfarrern, Ärzten, Lehrern, Kaufleuten und Offizieren in die überseeische Arbeit einzuführen. Neben der Heranziehung von tüchtig vorgebildeten Pflanzern für tropische Kolonien ist darum eine ebenso wichtige Aufgabe für unser Volk, unseren nach Tatkraft, Bildung und Art geeigneten Söhnen die Wege zum Beruf des Herrenfarmers, des subtropischen Landwirtes, Viehzüchters, Wein- und Obstbauers zu ebnen, ebenso wie dem Techniker und Kaufmann. Das ist „die Oberschicht“, von der neuerdings auch sogar Hans Delbrück in seinem Buche „Bismarcks Erbe“ betont, „die Tausende mittleren und höheren Bildungsstandes, die unser reiches Schulwesen unausgesetzt produziert, und für die wir im Vaterland keine genügende Verwendung haben. Fände man für solche Menschen ein Kolonialland, so brächte uns das „die

Lösung der schwersten aller sozialen Fragen, die Schaffung einer befriedigenden Tätigkeit für die aufsteigenden Söhne des Volkes“. Für diese Ziele aber liegen uns die passendsten und besten Gebiete vor der Türe, — im Südosten, in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien. Neben dem im Kern tüchtigen anatolischen, türkischen Bauern und der arabischen Hirtenbevölkerung ist dort für deutsche Intelligenz und wirtschaftliche Tatkraft, — gerade für eine wirtschaftlich vorbildlich, anregend wirkende Oberschicht von Herrensiedlern ein breiter Raum vorhanden, die nur zu einer Stärkung und wirtschaftlichen Entwicklung des uns befreundeten Osmanentums führen wird. Durch solche deutschen Kulturpioniere wird am sichersten die Türkei davor bewahrt, daß von der einen Seite her die russische Kosakenhand sich schwer und ertötend auf das Land legt, und daß von anderer Seite englisch-indische Weltherrschaftsketten sich hier fest zusammenschließen.

Wir wollen hier nicht auf die weitsichtigen Gedanken näher eingehen, die K. von Winterstetten in seinem Heft „Berlin — Bagdad“ dargelegt hat. Selten in der Geschichte ist derart klare und bestimmte Voraussicht eines Politikers so sichtbarlich von den nachfolgenden Ereignissen bestätigt worden! Doch uns hier berührt jetzt zunächst die wirtschaftliche Seite, weil die politische bereits durch den Weltkrieg auch für das blödeste Auge eines politischen Angstmeiers offenbar geworden ist. Wenn schon Ranke betonte: „Die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft ist mit dem Schicksal Konstantinopels aufs engste verknüpft!“ — und wenn der deutsche aller unserer Nationalökonomien, Friedrich List, der Begründer eines deutschen Systems der Volkswirtschaft, — dessen ganze Bedeutung gerade jetzt in dem Riesenkampf mit den anderen Weltmächten erst recht zutage tritt, — uns mit dem Blick auf Vorderasien auf weite, ferne Zukunftsziele hinweist, deren Wert und Umfang nicht nach dem Beifall kurzfristiger Zeitgenossen beurteilt werden dürfe, dann müssen wir heute den Wall gegen Britentum und Moskowitzertum dort im Orient um so fester gründen. Die Bagdadbahn ist, wie Ernst Jaech am 5. April 1914 im „Größeren Deutschland“ hervorhebt: „die Diagonale eines Gebietsviereckes, in dem deutsche Arbeit sich betätigen kann. In diesem Bagdadbahngebiet erweitern sich Bewässerungsanlagen, Baumwollpflanzungen, Wollezüchtereien, Getreideentwicklung, Erzmutung, Petroleumquellen, — kurz: lauter Rohprodukte, die gerade die deutsche Volkswirtschaft braucht.“ In der Tat

bietet sich dort in dem über den Balkan und die Türkei uns so nahegerückten Orient im Zuge der zukünftigen Weltstraße (Atlantischer Ozean — Deutsche See — Persischer Meerbusen — Indischer Ozean) von Hamburg—Bremen—Emden—Antwerpen über Berlin, Frankfurt, München, Wien, Ofen-Pest, Sofia, Konstantinopel, Bagdad, Korma-Basra, Koweit eine wirtschaftliche Möglichkeit von ungeahntem Umfang und Wert.

Ein solch hervorragender Kenner jenen Landes und dabei streng sachlich-wissenschaftlich zu urteilen gewöhnter Gelehrter wie Dr. Friedrich Delitsch verfällt bei einer Schilderung dieser Gebiete bei einem Vortrage „Im Lande des einstigen Paradieses“ in eine poetische Begeisterung:

„Geboren und umschlossen von zwei der herrlichsten Ströme der Welt, glich das babylonische Alluvialland — an Größe dem Königreiche Italien mit Ausschluß der Inseln entsprechend — einem Treibhause von beispielloser Vegetation. Ueberreich an Sesam und Obst aller Art, bildete das Land eine unerschöpfliche Kornkammer und einen Palmenwald zugleich bis hinab an das Gestade des Persischen Meeres. Um aber die Niederlassungen und Pflanzungen vor den alljährlichen Hochfluten des Euphrat und Tigris zu schützen, waren die Ansiedler vom ersten Anfang an zur Erbauung von Dämmen und Anlegung von Kanälen genötigt, und diese Kanäle oder Stromteiler teilten nicht allein das Hochwasser der beiden Ströme und führten das befruchtende Naß den von der Uberschwemmung nicht berührten Landesteilen zu, sondern sie boten sich auch von selbst dar, um zum Ersatz der Landstraßen mittels mannigfacher Fahrzeuge Handel und Wandel zu fördern und den Verkehr von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zu vermitteln. Babylonien war das Holland des Altertums. Darum sehen wir schon in sehr alter Zeit ein vielmäschiges Netz großer, kleiner und ganz kleiner Kanäle weithin über das Land sich breiten, und jeder hervorragende König war bestrebt, wie durch Pflege so durch Ausbau dieser Wasserstraßen seinen Namen bei der Nachwelt ruhmvoll und gesegnet zu erhalten. In der Tat verewigten die Namen neuangelegter Kanäle wie „Hammurabi ist der Segen des Volkes“, „Samsuiluna ist eine Quelle des Segens“, das Andenken jener Monarchen in edelster Weise. Dichtbevölkerte, befestigte Städte, dazu Dörfer und Weiler ohne Zahl bedeckten das Land, während sorgfältig abgegrenzte Aehrenfelder und schattige Palmenhaine mit weitgedehnten Wiesenstrecken wechselten, auf denen große Herden von Rindern und Kleinvieh weideten und ruhten.

Vor allem war es ein Landstrich, welcher, durch ein Labyrinth von Kanälen und Rinnen aus dem einen Euphrat bewässert, durch wahrhaft paradiesische Schönheit entzückte, nämlich die Gegend nordwärts von Babylon, der „Wohnung des Lebens“, das Land etwa zwischen dem heutigen Bagdad und Hilleh. Es ist derjenige Teil Babyloniens, welchen Xenophon, Strabon, Ammian Marcellin eingehend schildern, alle übereinstimmend in dem Lobpreis des durch Natur und Anbau gesegneten Landes, in der Bewunderung seines Reichtums an Bewässerung, Kanälen, Brücken, Weinbergen, Obstfeldern, Dattelwäldern, wie denn noch Zosimus in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. bestätigt, daß auch da, wo man keine Gebäude wahrnahm, Palmenhaine sich breiteten, von Weinreben umschlossen, deren hängende Trauben die Palmbaumkronen umfränzten. Auch der Talmud diskutiert ein jüdisch-babylonisches Sprich-

wort, lautend: „Diese Palmen Babels stammen vom ersten Menschen her“ — so paradiesisch war noch in der Saffanidenzeit der Eindruck des Landes. Ja, noch in der Khalifenzeit standen in dem Netz der Zweigkanäle des Königskanals nördlich von Babylon 360 Dörfer, aus denen jährlich 15 Millionen Kilo Getreide und 225 000 Dirhem in Gold dem Staate als Revenuen zufließen. In Wahrheit ein Gottesgarten, gepflanzt in dem Babylonischen Tieflande oder Ebin.

So war es einst, wie ganz anders jetzt! Fürwahr, es läßt sich kein größerer Gegensatz denken als dieses Einst und Jetzt. Einst, wie Plinius sagt, *fertilissimus ager totius orientis*, „der fruchtbarste Acker des ganzen Orients“, ist das Land jetzt größtenteils eine trostlose Wüste, hier eine Sandwüste, dort, wo das Land schutzlos den Ueberschwemmungen der Ströme preisgegeben ist, eine Wasserwüste, beziehungsweise ein Sumpf, überragt, vor allem im Süden des Landes, von riesigen Rohren. Die Kanäle sind zumeist verlandet, da selbst die beiden Hauptlebensadern durch irrationelle Wasserentziehung unterbunden, also daß der Euphrat während des Sommers auf wenigen Strecken einem armseligen Bächlein gleicht und die auf dem Tigris den Verkehr zwischen Bagdad und Bassorah notdürftig unterhaltenden englischen und türkischen Dampfer in den heißesten Monaten immer und immer wieder auf dem feichten Grunde auffahren. Sandstürme aus der Wüste, wie sie schon früher das Land heimsuchten, fegen jetzt doppelt ungezügelt über die Ebene, die zumeist bestanden ist mit stacheligen und harten Wüstenkräutern, der kümmerlichen Weide der Schafe und Ziegen der arabischen Wanderhirten. Selbst die Wolle dieser Tiere ist so minderwertig, daß sie von den abendländischen Märkten zurückgewiesen wird; auch die Därme sind infolge des allzu reichlichen Trinkens unbrauchbar. Das einst so reichbevölkerte Land ist jetzt entvölkert, und es ist ein harter Kampf, welchen die teils sesshaften, teils nomadisierenden Araber um das tägliche Brot führen. Raub und Fehde sind an der Tagesordnung, Armut und Entbehrung sprechen aus Ernährung und Kleidung.

Mit alledem trifft die osmanische Regierung und die dortige Bevölkerung keinerlei Vorwurf; denn der Verfall des Landes begann Jahrhunderte vor der osmanischen Herrschaft, die Türkei überkam nur solch ein trauriges Erbe. Im Gegenteil, wenn noch heutzutage Palmenhaine, ja, im Süden des Landes dichte Palmenwälder die Ufer des Tigris und vor allem des Euphrat begleiten, hier und dort neue Palmenpflanzungen entstehen, die Reiskultur an vielen Orten blüht, wenn die Kanäle z. B. zwischen Nasrije und der Ruinenstätte von Ur Kasdim sich in überraschend tadellosem Zustande befinden, und fleißige Hände vom frühen Morgen bis zum späten Abend mühsam das Wasser aus dem Kanal auf den Acker bringend, Melonen, Gurken und Zwiebeln anbauen, so beweist dies, daß, was in einem also von der Mitwelt vergessenen, vereinsamten Lande, in solchem entnervenden Klima, bei so spärlicher Bevölkerung, ohne alle technischen Hilfs- und Erleichterungsmittel geschehen kann, unter dem Schutze der türkischen Regierung geschieht. Aber wie nun einmal die Gegenwart ist, kann das Babylonien unserer Tage, selbst die Städte wie Bagdad nicht ausgenommen, nur bezeichnet werden als ein Land verglimmenden Lebens. Noch zeigt das Land die Spuren seiner einstigen weltberühmten Schönheit: die musterhaft bewirtschafteten kaiserlichen Domänen bezeugen die unverwüßliche Fruchtbarkeit auch noch des jetzigen Bodens; in dem Garten eines reichen, unserer Expedition befreundeten arabischen Großgrundbesizers in Hilleh, welchen wir manchmal besuchten,

stehen Baumwolle und Feigenbäume, Weinreben, Melonen, Granatäpfel dicht beieinander in üppigster Fülle; ja, ein weggeworfener Dattelfern erwächst, so erzählt man, auch nur bei einiger Feuchtigkeit binnen dreier Jahre zu einer 15 Fuß hohen, fruchttragenden Palme. Trotz alledem gleicht das babylonische Land von heutzutage einem bleichen, abgehärmten Antlitz, über welches zwei Tränenströme fließen.“

Ich habe mich selbst früher allen mesopotamischen Siedlungsplänen gegenüber zurückhaltend, ja, ablehnend verhalten, weil ich bei dem Mißtrauen der alttürkischen Verwaltung im Verein mit der heimtückischen Wühlarbeit der Engländer und Russen einen großzügigen Erfolg für ausgeschlossen hielt und eine erneute Verpölpelung etlicher tausend Deutscher an verlorene Posten ohne festen Rückhalt vermieden sehen wollte. Die Neuorientierung unserer Politik durch den Weltkrieg hat aber diese Bedenken in das Gegenteil verkehrt. Jetzt können wir gewißlich des freundwilligen Entgegenkommens und der Förderung der türkischen Regierung gegenüber den deutschen Kulturpionieren im wohlverstandenen eigenen Interesse sicher sein! Jetzt ist es kein Trugbild mehr, wenn wir Deutschen das Ziel ins Auge fassen, was uns schon 1903 der englische Kolonialmann Johnston — vielleicht nicht ohne Nebenabsicht, wie er durch seine heutigen wütenden Schimpfereien auf den gefährlichen Nebenbuhler Englands beweist, aber doch weitblickend vor Augen hielt, wenn er sagte: „Wäre ich ein Deutscher, so würde ich in meinen Zukunfts träumen ein großes Deutsch-österreichisch-türkisches Reich sehen, mit vielleicht zwei Haupthandelshäfen: der eine Hamburg, der andere Konstantinopel; mit Häfen an der Ost- und Nordsee, am Adriatischen, am Ägäischen Meere; ein Reich, das seinen Einfluß durch Kleinasien und Mesopotamien bis über Bagdad hinaus geltend machen sollte. Dieses ununterbrochene Imperium, das von der Mündung der Elbe bis an den Euphrat und Tigris reichen würde, wäre doch gewiß ein stolzes Ziel, wie es eine große Nation nur erstreben kann.“

Nur unbedingt zustimmen kann man daher den auch von Winterstetten angeführten Darlegungen Prof. Spenzers, Kalkutta: „Der Kaufmann und der Gewerbetreibende findet ein ergiebiges Feld für seine Tätigkeit, dem Kapitalisten eröffnen sich Gelegenheiten für sichere, vorteilhafte Geldanlagen, und die Enterbten, welche den größten und nicht gerade schlechtesten Teil der Nation ausmachen, können, insofern sie Geschick, Lust zur Arbeit und Unternehmungsgeist besitzen, zu wohlhabenden Landwirten werden.“

Besser als irgendein anderes Erdgebiet eignet sich dieser noch gar zu wenig entwickelte und erstarrte Besitz unserer türkischen Freunde zum Arbeitsfeld deutscher Wirtschaft und Kultur. — Alles, was wir bisher als notwendige Ergänzung unserer heimischen Volkswirtschaft, namentlich aus den Vereinigten Staaten, einführen, in erster Linie Baumwolle, Petroleum, Weizen, Kupfer, das können und müssen wir in Zukunft aus jenen Gebieten des türkischen Orients herausholen. Das Baumwollland der Zukunft zumal ist hier für uns Deutsche zu suchen, — wie überhaupt in allen bewässerungsfähigen subtropischen Gebieten viel mehr als in den tropischen Teilen Afrikas. Hier werden unsere gebildeten Landwirte arbeiten können in der großzügigen Weise, wie das in den Südstaaten Nordamerikas, in Kalifornien usw., geschieht — geschieht vielfach gerade auch mittelbar und unmittelbar unter der führenden und befruchtenden Tatkraft deutschen Geistes und Kapitals.

Sicherlich besser zumal als in Kanada oder Australien oder Kapland würde in jenem gesegneten, menschenarmen Lande der gebildete deutsche Landwirt Kulturpionierarbeit tun und zu privatem Erfolge kommen können.

Uebrigens erscheint es nicht ausgeschlossen, in Verbindung mit diesen deutschen Siedlungsplänen eine andere Kolonisationsaufgabe im Orient zu lösen, die für die heimischen, innerpolitischen und sozialen Verhältnisse ebenfalls von großer Bedeutung werden könnte, — nämlich im Sinne des Zionismus die jüdische Auswanderung und Ansiedlung in Palästina zu fördern auf Grund einer Verständigung mit der Türkei. Auf die Weise würden wir im Rahmen der neuen Wege unserer Kolonialarbeit verständigen und berechtigten Wünschen des Judentums nach nationaler Entwicklung und Betätigung ebenso wirksam Unterstützung leihen, wie ja das Polentum durch unsere oben angedeutete Kolonisation eine größere Sammlung und innere Erstarkung in geschlossen national-politischem Gebiete zu erwarten hätte. Genau so wie Neupolen in seiner zukünftigen Sonderstellung im Bereich der Mittelmächte, bliebe dann ein nach und nach jüdisch besiedeltes Palästina ein Glied der unter der Mitarbeit Deutschlands politisch, militärisch und wirtschaftlich erstarkten Großmacht Türkei. Mit Recht haben gerade neuerdings tüchtige Kenner des osteuropäischen Judentums und gerade auch deutsche und westeuropäische Juden darauf hingewiesen, wie nötig es sei, jenen Juden des Ostens, die durch den Weltkrieg in all ihren Lebensverhältnissen aufgestört und in Bewegung gebracht

worden sind, sonderliche Beachtung zu schenken und mit ihnen neue Lebens- und Wirtschaftsbedingungen zu schaffen. Die trostlose Lage, die ihnen von den russischen Machthabern jetzt vor allem bereitet ist, erfordert aus allgemein menschlichen und nationalen Gründen eine mitwirkende Fürsorge für Neuanfiedlung in Gebieten, die ihre eigenartige und aussichtsreiche Entwicklung verbürgt und dabei verhängnisvolle Konflikte mit der nach Osten zufließenden neuen Siedlungsbevölkerung vermeidet. Das ist aber nur möglich, wenn man ihnen die Wege ebnet zu landwirtschaftlicher Ansiedlung und Entwicklung auf Neuland, in den östlichen Grenzgebieten und in ihrer jetzigen Heimat, Russisch-Polen, oder gar in Mitteleuropa ist das natürlich nicht möglich!

Ein besonders wichtiges Siedlungsgebiet, worauf uns in Zukunft die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands zwingend hinzuweisen scheinen, ein Gebiet mit idealem subtropischen Klima und all den gegebenen Bedingungen für Niederlassung gebildeter, führender Kräfte aus dem deutschen Volke ist aber Marokko. Von den einst so wertvollen und heute auch noch so aussichtsreichen Beständen der Südküste des Mittelmeeres sind wir ja trotz der Völkerwanderung abgedrängt. Aber mag nun eine Abrechnung mit Frankreich zustandekommen, wie sie wolle, — eins bleibt nach unseren schon vor dem Weltkrieg verbrieften Rechten bestehen, — der freie Weg zur wirtschaftlichen Betätigung in Marokko; — namentlich Westmarokko in seiner klimatischen und atlantischen Lage bietet Ausichten bedeutendster Art, besonders nach der landwirtschaftlichen Seite hin. Vor allem ist hier neben Mesopotamien auch ein wichtiges Zukunftsland deutschen Baumwollbaues zu sehen, sobald dort die alte wunderbare, jetzt verfallene und vernachlässigte Landbewässerung wieder instandgesetzt und neu hergerichtet ist, sowie nicht minder ein Land für die Entwicklung eines Landbaues in kalifornischer Art und Gestaltung.

Nicht unnötig erscheint es, darauf ausdrücklich hinzuweisen, daß diese subtropischen Gebiete und zumal der Orient die wertvollste Ergänzung für die große Wirtschaftsgemeinschaft Mitteleuropas, — Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Bulgariens nebst der Türkei, — bilden werden. Nur durch einen derartig geschlossenen, wirtschaftlich vielseitigen und in sich selbst sicheren Weltwirtschaftskörper wird es uns in Zukunft möglich sein, den Weltherrschaftsplänen Amerikas und Englands, — den Gegnern, die sichtlich den Krieg nur unter diesem Gesichtspunkte betrachten und zu „entwickeln“

bemüht sind, die Spitze bieten zu können. Denn davon kann natürlich für Deutschland bei aller Sorge um „die Politik einer heimatlichen Sammlung“ nicht die Rede sein, daß wir auf Weltpolitik und Welthandel hinfort verzichten sollten! — Im Gegenteil, sowie der Friede geschlossen, dann werden wir erst recht die deutsche Flagge nicht nur daheim, sondern auch überm Meer, — draußen auf den Hochstraßen der Völkerwelt, entfalten und unsere Welthandels- und Kolonialpolitik da wieder aufnehmen, wo ihr Faden im August 1914 abgeschnitten wurde, und erst recht nun neuen Zielen zustreben!

Nicht braucht darum hier in diesem Zusammenhange die Rede weiter zu sein von dem subtropischen Siedlungsgebiet, das Deutschland schon vor dem Kriege besaß — von Deutsch-Südwestafrika (Lüderitzland). Dort hat ja zunächst das Kriegsglück gegen uns entschieden und mußte nach Lage der Dinge so entscheiden. Denn in einer Verkennung der zu Bismarcks Zeiten berechtigten Anschauung: „Das Geschick der Kolonien wird auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden!“ hat Deutschland an allen Heeres- und Verteidigungsausgaben für seine Kolonien kurzzeitig nur allzu sehr geknauert. Wir wollen nur auf die Tatsache aufmerksam machen, daß eine einigermaßen nennenswerte Kriegsrüstung und Verteidigungsfähigkeit von Südwest für Botha und Genossen genügend abschreckend gewirkt und die Gegenpartei ebenso sehr gestärkt hätte, um den Kapländern den „Spaziergang nach Windhof“ zu verleiden. Ja, umgekehrt hätten die Aussichten auf Erfolg einer englandfeindlichen Bewegung in Südafrika dort selbst wie auf den europäischen Kriegsschauplätzen für uns sehr wesentliche Folgen tragen können. Dasselbe gilt von Kamerun. Auch Ostafrika ist ein glänzender Beweis für diese, der bei uns bisher maßgebenden kolonialpolitischen Anschauung freilich widersprechende, Behauptung. Wir sehen nicht ein, warum das mächtige und reiche Deutschland nicht ebenso wirksam und zielbewußt seine koloniale Kriegsrüstung betreiben kann, wie Frankreich, von England ganz zu schweigen, das uns jetzt mit seiner Uebermacht von Truppen und Ausrüstung in Westafrika erheblich Abbruch tut trotz des Heldennutes unserer kleinen deutschen Schar. Vor allem aber haben durch jene falsche, bisher übliche kolonialpolitische Anschauung die Feinde sich wertvolle Faustpfänder geschaffen — mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwand —, jedenfalls viel geringeren Opfern, als uns die Erwerbung der europäischen Faust-

pfänder in Westfrankreich, Kurland, Polen und Serbien gekostet haben. Was da mit dem teuren Blute unserer lieben Söhne erworben ist, das muß hernach zum Teil sicherlich wieder in die Wag- schale geworfen werden für jene allzu leicht und billig den Feinden zur Beute gefallenem überseeischen Gebiete. Oder sollen wir ernstlich daran denken, darauf zu verzichten, ungeachtet des stolzen Kaiser- wortes: „Wo der deutsche Nar einmal seine Fänge eingeschlagen hat, da läßt er sie nicht mehr los!“? — Das wollen wir nicht hoffen! Darum erscheint es uns auch nicht nötig, hier über die weiteren Wege der Arbeit in Südwest zu reden. Wir waren dort in den letzten Jahren so gut im Zuge, und die Anfänge entwickelten sich so verheißungsvoll seit dem neuen frischen Zuge in der deutschen Kolonialpolitik, daß an neue Wege dort auch nach dem Kriege zunächst nicht gedacht zu werden braucht. Möchte es uns vielmehr nur vergönnt sein, tatkräftig, mutig und unentwegt fernerhin dort weiter zu arbeiten auf den erprobten und mit teurem Lehrgeld wie kostbarem deutschen Blute bezahlten Bahnen. Alles weitere ist dagegen eine spätere und geringe Sorge.

Anders freilich sieht sich die Sache schon an, wenn wir an unsere tropischen Kolonien denken.

Von verschiedenen Seiten ist vorgeschlagen, Deutschland solle sich in Zukunft in seinen Tropenkolonien auf ein möglichst geschlossenes afrikanisches Gebiet beschränken, solle namentlich auch auf alle Bestrebungen der Südsee verzichten. Man führt als Gründe für diese Anschauung im wesentlichen zwei an, — nämlich einen politischen und einen wirtschaftlichen. Man meint, es sei für Deutschland auf die Dauer doch nicht möglich, die verzettelten und vereinzelt Gebiete in der weiten Südsee-Inselwelt genügend zu verteidigen, gegen feindliche Uebermacht zu halten; anderseits seien sie aber auch wirtschaftlich nicht wertvoll genug, um uns in einer zielbewußten Arbeit an einem deutsch-afrikanischen „Indien“ zu hemmen. — Der politische Gesichtspunkt ist für ein starkes, aufstrebendes Deutschland meines Erachtens ganz hinfällig; denn was — von England ganz abgesehen, — ein Frankreich, Holland, ja, selbst Portugal seit Jahrhunderten gekannt haben, — über die ganze Erdkugel hin verstreute Kolonien zu besitzen und zu behaupten, — davor sollte sich doch unser Volk

nicht kleinmütig und ängstlich scheuen! Die Erfahrungen des jetzigen Weltkrieges sind dafür kein Gegenbeweis, denn sie sind in der bisherigen Weltgeschichte überhaupt einzigartig, werden sich auch so leicht nicht wiederholen — und beweisen obenein nur eines, nämlich: daß wir Deutschen gerade auch in dem politisch „militärischen“ Ausbau unserer Kolonien zu wenig weitsichtig und wagemutig gewesen sind, — immer Rücksicht auf die gute Laune Englands genommen haben und zumal zu einer Zeit, wo dieses unsere gute Laune reichlich so nötig hatte wie wir die ihrige —, und weil die Mehrheit unseres Volkes allzu lange das große, weise Wort unseres Kaisers nicht verstand: „Reichsgewalt ist Seegewalt!“ — Der wirtschaftliche Gesichtspunkt bei jener für die Zukunft empfohlenen kolonialen Zurückhaltung ist aber erst recht nicht stichhaltig. Gerade wenn unsere Volkswirtschaft eine Ergänzung ihrer Güter durch die tropische Landwirtschaft in ihrer friedlichen Weiterentwicklung nicht entbehren kann, dann gilt doch zu beobachten, daß der tropische Pflanzenbau seine glänzendste Ausgestaltung bisher nicht in Afrika gefunden hat — aus natürlichen Gründen —, sondern in der Südsee und trotz der dort kaum erst ein Menschenalter umfassenden deutschen Arbeit nicht zum wenigsten in den deutschen Südseebesitzungen. Die größten Pflanzungsunternehmen in allen deutschen Kolonien liegen in jenem Gebiete, und sie gehören unfraglich zu den bestbegründeten der ganzen Welt; denn sie stützen sich auf den Anbau der Kokospalme, dieser lohnendsten und aussichtsreichsten Kulturpflanze. Ein indisches Sprichwort sagt von ihr, sie habe 999 Nutzungsmöglichkeiten, und die tausendste sei nur noch nicht gefunden. Für uns ist die wichtigste Nutzung bekanntlich die Fettgewinnung aus dem getrockneten Kokosnußkern (Kopra). Allein im deutsch Südseegebiet sind bereits 35 000 bis 40 000 Hektar, die schon zurzeit mindestens 30 000 Tonnen im Werte von etwa 15 Millionen Mark Ertrag bringen. Sachkenner berechnen, daß unsere deutschen Südseebesitzungen in zehn Jahren weit mehr als 90 000 Tonnen Kopra liefern würden und damit mehr als ein Drittel unseres Jahresbedarfes. Da ohnedies der bisherige Jahresbedarf an Kopraerzeugung überhaupt 500 000 Tonnen betrug, so beweisen diese Zahlen allein, welche gewaltige Bedeutung dieser Wirtschaftszweig jener deutschen Kolonie für unsere Volks- und Weltwirtschaft besitzt. Nicht minder wichtig ist daneben die Gewinnung des für die deutsche Landwirtschaft fast unersehblichen Düngemittels der Phosphate, das uns die jetzt von den Japanern besetzten Inseln

Nauru und Angaur lieferten. Alle anderen Lieferungsstätten dieses wichtigen Rohstoffes sind in der Hand der Amerikaner, Engländer und Franzosen. Nach dem Kriege werden diese Feinde, zumal Großbritannien, alles daransetzen, um uns durch eine weitgehende Schutzzollpolitik von allen englisch beherrschten Gebieten abzuschneiden. Der Besitz von solchen Kolonien, die das Mutterland dann möglichst unabhängig mit Rohstoffen und wertvollen Wirtschaftsgütern versorgen, wird dann von noch viel weittragenderer Bedeutung sein, als schon bisher. Wir müssen darum im Gegenteil darauf bedacht sein, uns durch koloniale Neuerwerbungen den Bezug jener Güter zu sichern, die neben Kopra, Phosphat und Nickel, Kobalt, Platin, Gold und Erdöl sichern, — und das sind Güter, die vornehmlich im Bereiche des Stillen Ozeans leichter und eher zu gewinnen sind als in Afrika. Auch unseren großen Bedarf an Kaffee, Kakao, Vanille und namentlich Gummi können wir in der Folge aussichtsvoll nur dann decken, wenn wir mindestens zur Beeinflussung der Preisbildung ebenso wie bei Baumwolle und Wolle nicht lediglich auf das fremdländische Ausland angewiesen sind, sondern mit einer nennenswerten Ergänzung in Ländern unter der deutschen Flagge auf dem Weltmarkt auftreten können. Gerade auch für diese Erzeugnisse ist aber das Südseegebiet mindestens ebenso wichtig wie das afrikanische. Dazu aber kommt noch der weitere Gesichtspunkt, daß die volkreichen Gebiete Südostasiens unseren Feinden ein gar zu großes Uebergewicht volkswirtschaftlich und politisch verbürgen würden, wenn wir uns freiwillig kampflos und ohne Wettbewerb aus jenen Gebieten zurückziehen oder von ihnen fernhalten wollten. So sehr auf absehbare Zeit hinaus noch der Atlantische Ozean die Hauptvölker- und -verkehrsstraße ist, die Zukunft des Stillen Ozeans darf ein auf- und vorwärtstrebendes Volk, — darf das erste Kulturvolk der Erde, das deutsche Volk, nicht als nebensächlich außer acht lassen. Indes wir uns dann an dem spröden Afrika, an dem menschenarmen, schwer zugänglichen Mittelafrika mit deutscher Gründlichkeit und Beharrlichkeit abarbeiteten, vielleicht sogar manchen Zahn ausbissen, schöpften die Gegner an anderen Enden der Erde den Rahm ab unter viel leichteren, schnelleren Erfolg verbürgenden Verhältnissen, — und wir „doctrinären Pedanten“ hätten dann, dank unserer theoretisierenden Politik, wieder einmal trotz unserer Tüchtigkeit das Nachsehen, — weil, ja, weil wir eben „allzu gerecht, allzu weise“ meinten, ganz klug und besonnen zu sein, wenn wir

(„In der Beschränkung ja zeigt sich der Meister“, sagt der Philister gern aus Bequemlichkeit, — es gibt da aber auch leicht beschränkte Meister!) uns auf ein möglichst geschlossenes Kolonialreich in Mittelafrika beschränkten. „Niemand zulieb und niemand zuleid!“ nennt das dann der deutsche Politiker, — aber tatsächlich doch nur unserer ewigen Gutmütigkeit (andere nennen es Schlappheit) zulieb und unseren edlen Kulturpionieropfern zuleid. Denn wir wollen und dürfen nicht immer bloß Umboß sein da draußen in der Welt, — wir haben's seit Jahrhunderten, wie erst in diesem Weltkrieg, bewiesen, daß wir stahlharter Hammer an kriegerischer Tüchtigkeit sein können! Möchten wir darum auch stahlbeste Arbeiter im Wettkampf friedlicher Wirtschaftsarbeit nach dem Kriege werden — auf allen Gebieten der Erde, und da am meisten, wo es den rücksichtslosen Aushungerungspatronen am unbequemsten sein wird, damit ihnen solche Pläne von Frauen-, Kinder- und Greisenmord für die Zukunft vergehen!

Ob und inwieweit es für solche kolonialen Wege nötig ist, sich rings auf der Erde wehrhafte Stützpunkte unserer Seemacht und unserer Handelschiffahrt zu schaffen, das ist eine andere Frage. Ganz kluge Leute meinen, unsere schlechten Erfahrungen mit Kiautschou in diesem Kriege sprächen deutlich dagegen, und verweisen gerne darauf, daß England durch seine an allen Ecken und Enden der Erde befindlichen Angriffspunkte gerade zu einem Koloss auf tönernen Füßen geworden sei. — Nun, die Engländer sind bei einer dreihundertjährigen Kolonialgeschichte anderer Meinung, und, wie mir scheint, mit Recht, — obgleich ihnen die Sorge um den Suezkanal zurzeit arg in die Knochen gefahren ist. Aber Deutschland, — bescheiden wie immer, — hat ja auch gar nicht die Absicht, sich an die Stelle von England in einer allmächtigen Weltherrschaft zu setzen, — nur einen gehörigen Platz an der Sonne wollen wir haben, um in Luft und Licht und in der gerühmten Freiheit der Meere leben zu können. Darum haben wir immerhin einige Stützpunkte an den großen, hauptsächlichen Weltverkehrsstraßen in Zukunft nötig, die hier aufzuzählen in den verbotenen Rahmen der Kriegsziele fallen würde.

Wir halten uns aber allezeit mit festem Sinn vor Augen das Mahnwort des Altmeisters der deutschen Volkswirtschaft, Friedrich List: „Die See ist die Hochstraße des Erdballs, die See ist der Paradeplatz der Nationen, die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde und die Wiege der Freiheit, die See ist die fette Weidetrist, auf die alle wirtschaftlichen

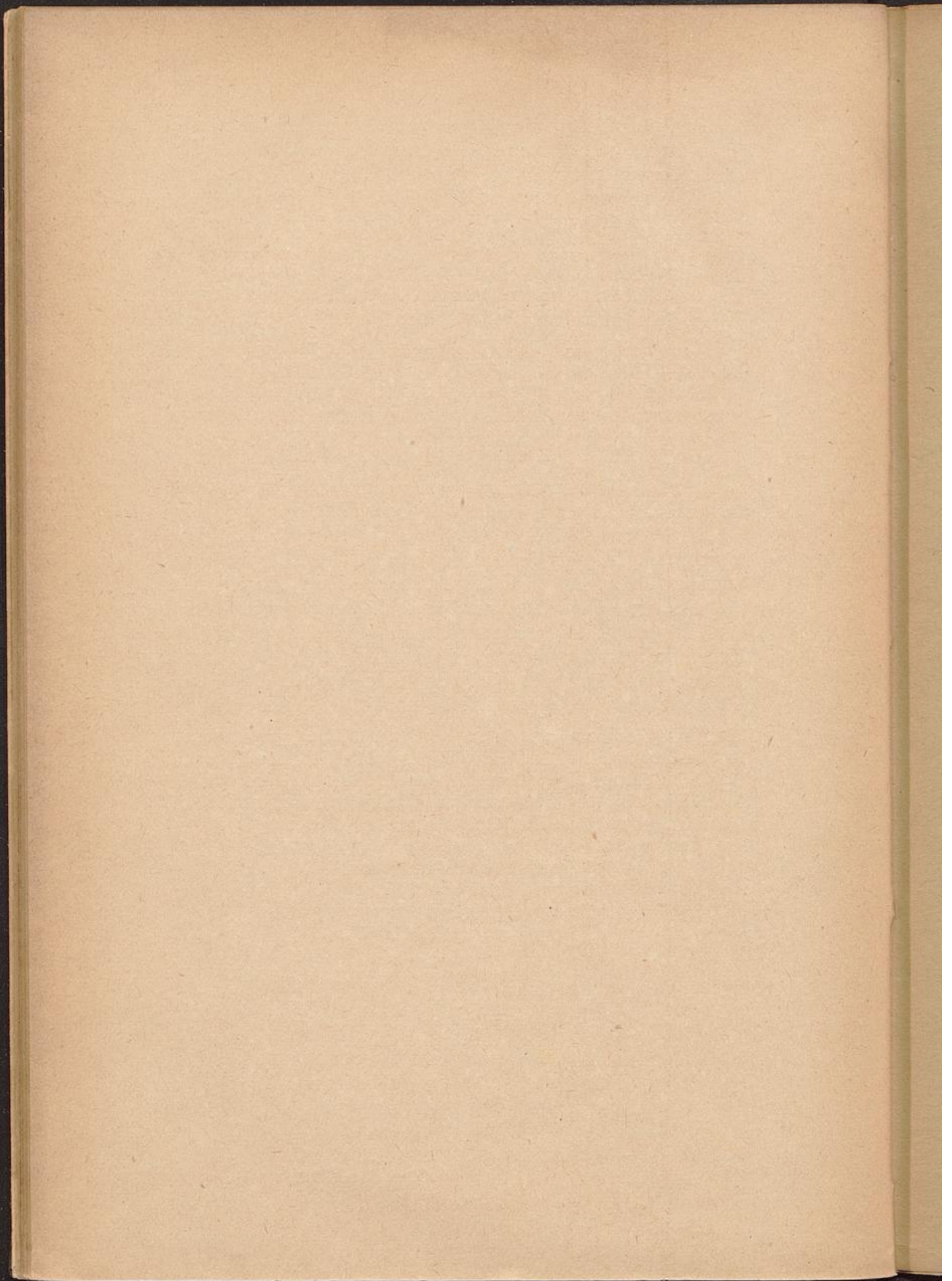
Nationen ihre Herden zur Mästung treiben. Wer an der See keinen Anteil hat, ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt, der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind.“ Nun, unseres Herrgotts Stiefkinder wollen und sollen wir Deutschen nicht sein! Im Gegenteil, eines wissen wir: Deutschland ist groß und stark genug, seit langem schon, so daß es nun endlich nach diesem Weltkriege auch in den fernsten Erd- und Meergebieten auf eigenen Füßen stehen kann und soll, und damit man in Zukunft uns nicht wieder mangels Flotten-, Kabel- und Funkenstationen mit einem dichtmaschigen Lügennetz englischer Fabrikation von der Welt abschließen kann, — eine Gemeinheit, die wirksamer und hemmender war für uns als die mißglückte Muthungerung. Warten wir darum ab, was unsere deutschen Krieger zu Wasser, zu Lande und in der Luft mit Gottes Hilfe weiter leisten werden, dann können wir auch weiter darüber reden, ob nicht die Engländer so ganz sachte, nach und nach, doch noch aus Calais, Lissabon, Gibraltar, Malta, Suez, Aden, Ceylon, Singapore, Hongkong als Herren verschwinden, und ob nicht dann dafür an einigen anderen schönen Meeresbuchten, Inseln und Felsenfestern — die schwarz-weiß-rote Flagge hochgeht!

Was wir heute in dieser ernstesten, großen Zeit unter heiligen Opfern von deutschem Herzblut erleben, das hat vor 150 Jahren Friedrich der Große in seiner „Ode an die Deutschen“ (1760) prophetisch vorausgesagt:

„Blickt nach Flandern, seine Schanzen gilt's zu stürmen, zu gewinnen!
Mit den Ungarn Seit' an Seite legt in Asche Belgrads Zinnen!
Muß beim Klange dieser Namen heißer nicht das Blut uns rollen?
Denkt Ihr nicht der blutgetränkten Ehrenfelder, wo den vollen
Siegeskranz der edle Ritter Prinz Eugenius sich errungen,
Der Bewunderte, der jeden seiner Gegner hat bezwungen?

Alles ruft bei solchem Wagen
Eurem Mute zu: Glückauf!
Die um Deutschland Sorge tragen,
Folgen Eurem Siegeslauf!“





Geeignete Schriften über die schwebenden Fragen:

- „Die Großmächte der Gegenwart“. Von Prof. Dr. R. Kjellén. Verlag: B. G. Teubner, Leipzig-Berlin. 1914. Preis 2,— M.
- „Die Zerschmetterung Deutschlands. Die Kriegsziele unserer Feinde im Spiegel ihrer eigenen Aeußerungen.“ Von Dr. J. Neumann-Frohnau. Verlag: Karl Curtius, Berlin 1915. Preis 0,40 M.
- „Wann wird Friede?“ Eine Antwort für Deutschlands Volk und Heer. Von Fr. Lembke. Verlag: Deutsche Landbuchhandlung, Berlin 1915. Preis 0,50 M.
- „Die feindlichen Grenzgebiete in ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben.“ Von Dr. B. Heinemann und Dr. J. Neumann-Frohnau. Reichsverlag, Berlin 1916. Preis 1,50 M.
- „Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde.“ Von H. Frobenius, Oberstleutnant a. D. Verlag: Karl Curtius, Berlin 1915. Preis 1,20 M.
- „Schwestern der Schicksalsstunde.“ Vom gleichen Verfasser im gleichen Verlage. Preis 0,80 M.
- „Deutsche Monatschrift für Politik und Volkstum (Der Panther).“ Panther-Verlag G. m. b. H., Leipzig. (Besonders 1915, Heft 1, 2, 4 und 8.) Vierteljährlich 4,— M., Einzelheft 1,50 M.
- „Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock und das Schicksal Belgiens.“ Von Dr. Herm. J. Lojch. Hirzel's Verlag, Leipzig 1914. Preis 0,80 M. Heft 13 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden.“
- „Das staatsrechtliche Problem Belgiens.“ Von Dr. Oskar Poensgen, Reg.-Rat. Juni-Heft 1915 der Monatschrift für Politik und Volkstum „Der Panther“. Panther-Verlag, Leipzig. Einzelheft 1,50 M.
- „Deutschland und England in See- und Weltgeltung.“ Von Dietrich Schäfer. Verlag: Kurt Wolff, Leipzig 1915.
- „Der Krieg eine Notwendigkeit für Deutschlands Weltstellung.“ Von Prof. Dr. Bachhaus. Verlag: Karl Curtius, Berlin 1915. Preis 0,60 M.
- „Der Ruf nach Siedlungsland.“ Archiv für innere Kolonisation. Heft 7, April 1915. Verlag: Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW.11.
- „Die Bevölkerungs- und Grundbesitzverteilung im Jartum Polen.“ Von Dr. Erich Zechlin. Verlag: Georg Reimer, Berlin. Preis 2,— M.
- „Großpolen und die Zentralmächte.“ Von Dmytro Donzow. Verlag: Karl Kroll, Berlin S., 1914.
- „Ukraine, Ukrainer und die Interessen Deutschlands.“ Von Dr. Eugen Lewickj. Verlag: Karl Curtius, Berlin 1915. Preis 1,— M.
- „Rußland und wir.“ Von Paul Rohrbach. Verlag: J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. Preis 1,— M.
- „Das Deutschtum in Rußland und seine Zukunft.“ Von H. v. R. Verlag: Karl Curtius, Berlin 1915.
- „Zwei Millionen Deutsche in Rußland, Rettung oder Untergang.“ Von C. C. Eiffe. Verlag: J. F. Lehmann, München 1915.
- „Rußlands Fremdvölker, seine Stärke und Schwäche.“ Von Ekkehard Ostmann. Verlag: J. F. Lehmann, München 1915. Preis 0,50 M.
- „Die Sicherheiten der deutschen Zukunft.“ Von Leopold von Vietinghoff, gen. Scheel. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1915.

△△

△△

Druck von U. Winser, Berlin S.W.
Wilhelmstraße 119/120.

▽▽

▽▽

